~~Philos. U. 351~~
~~Om. 4404~~ 2
Rar. 1716
Mendelssohn.
Philos. Opera: 113.
R.

ΓΝΩΘΙ
ΣΑΥΤΟΝ.

Philosophische
Schriften.

Erster Theil.

Berlin,

bey Christian Friedrich Voß 1761.

Vorrede.

Diogenes sahe einst die Bürger zu Corinth mit grossen Kriegesrüstungen beschäftiget, und um nicht der einzige Müßiggänger im Staate zu seyn, wälzt er seine friedsame Tonne auf und nieder. Da die Geschichte nicht meldet, daß das irdene Wohnhaus des Cynikers von dieser Uebung zerbrochen sey; so zeigt Menage (*) sehr scharfsinnig, auf wie vielerley Weise

(*) S. Bayle. Dict. Art. Diogene B.

der grosse Bewohner der Tonne diesem Uebel hat zuvorkommen können. — Ich befinde mich mit dem Diogenes in ähnlichen Umständen; mit dem Unterschiede, daß er dem Staate, aus cynischem Eigensinn, nicht dienen wollte; ich nicht kann. Er wälzte mit vieler Behutsamkeit eine irdene Tonne; ich lasse kleine philosophische Ausarbeitungen wieder auflegen.

Die Briefe über die Empfindungen und die Gespräche, die zusammen den ersten Theil folgender Schriften

ausmachen, sind zu einer andern Zeit besonders heraus gekommen, und der zweite, dritte und vierte Aufsatz des zweiten Theils in verschiedene periodische Schriften eingerückt gewesen. Doch wird der Leser, dem daran gelegen ist, einige nicht geringe Veränderungen und Zusätze bemerken. — Der erste Aufsatz des zweiten Theils aber ist noch niemals öffentlich erschienen, und enthält vermischte Anmerkungen über verschiedene philosophische Materien, die ich nicht anders zu nennen wußte, als Rhapso-

die, oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen.

Der Inhalt derselben bestehet in einigen Betrachtungen über die Natur der vermischten Empfindungen, die aus Lust und Unlust zusammen gesetzt sind, und über die erstaunliche Gewalt, mit welcher sie in die Seele würken. Sodenn komme ich auf das summum bonum, widerlege den geläuterten Epicurismus, der seit dem Gassendi viele Freunde gefunden hat, und vertheidige den Grundsatz der Vollkommenheit,

den einige Weltweisen für verdächtig halten. Ich nehme hievon Gelegenheit, die Hauptquelle aller sittlichen Handlungen näher zu betrachten, erwege die Gewalt der dunkeln Empfindungen über das Begehrungsvermögen, die Wirkung der Gewonheit und Uebung, die Natur der Seelenfertigkeiten, und wage eine Hypothese, die Bewegungskräfte der Triebfedern unsrer Seele genauer zu bestimmen. Diese Hypothese scheinet mir eine Menge von seltsamen Erscheinungen in der Geisterwelt, so leicht

und so natürlich zu erklären, daß ich nichts so sehr wünsche, als sie von einem gründlichen Kopfe geprüft zu sehen. Zuletzt zeige ich den unschätzbaren und unentbehrlichen Nutzen der schönen Wissenschaften in der Sittenlehre.

Alle diese zerstreueten Anmerkungen waren bestimmt, die Anzahl der Briefe dadurch zu vermehren. Allein ich fand, daß es eine misliche Unternehmung sey, eine Jugendarbeit nach Verlauf so vieler Jahre zu ergänzen, oder wohl gar zu umarbeiten; denn zur völligen Um-

arbeitung hätte ich mich verstehen müssen, wenn sich der Zusatz nicht gar zu sehr hätte unterscheiden sollen. In einer so geraumen Zwischenzeit verändert sich der Geschmack, die Denkungsart, der Styl, die Meinung; man ist der vorige Mensch nicht mehr. Ich lies also die Briefe, ausser einigen unentbehrlichen Veränderungen, so wie sie waren, und begnügte mich die zerstreueten Anmerkungen, so zerstreuet vorzutragen, als sie mir eingefallen sind.

Der Inhalt der übrigen Aufsätze ist aus ihren Titeln abzunehmen, nur bey dem vierten Aufsatze, **über die Wahrscheinlichkeit**, finde ich zu erinnern, daß meine Absicht keinesweges gewesen, eine Theorie der Wahrscheinlichkeit auszuführen; sondern aus den wenigen bekannten Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit Gelegenheit zu nehmen, zwey wichtige Wahrheiten aus der speculativen Weltweisheit ausser Zweifel zu setzen; nemlich,

1) die Richtigkeit aller unsrer Experimentalschlüsse, wider die Einwürfe

des

des englischen Weltweisen David Hume zu vertheidigen; und

2) den Leibnitzschen Satz zu beweisen, daß alle freywilligen Entschliessungen schon zum voraus ihre bestimte Gewißheit haben.

Ich glaube dieses auf eine unumstößliche Art dargethan zu haben, und zwar unabhängig von allen Systemen und Meinungen, sondern aus allgemein angenommenen Grundsätzen.

Noch ein Wort von dem Vortrage in diesen kleinen Schriften. Ich bekenne

es,

es, daß sich zu blos speculativen Untersuchungen, kein Vortrag besser schickt, als der strenge systematische. Ich trauete mir aber das Vermögen, oder die Fertigkeit nicht zu, meine Gedanken beständig an eine so strenge Ordnung zu binden.

Ueber die

Empfindungen.

Vorbericht.

Theocles, ein englischer Weltweise und Namenserbe jenes liebenswürdigen Schwärmers, der uns durch die Sittenlehrer des Grafen von Shaftsbury bekannt ist, hatte seine Heimat vor einiger Zeit verlassen. Die ausschweifende Einbildungskraft, mit der französischen Galanterie vermengt, welche von vielen seiner Landsleute für Metaphysik verkauft wird, war seiner Neigung zur Gründlichkeit so sehr zuwider, daß er sich entschloß, seinem Vaterlande, seiner Ruhe, und der Umarmung seiner Freunde zu entsagen, um

ein Volk zu suchen, das richtig denken würdiger schätzt, als frey denken. Deutschland schien ihm dieses Volk zu versprechen. Er las die unsterblichen Schriften, mit welchen unsre Landsleute in dem letzten Jahrhunderte die gelehrte Welt bereichert, und man sagt, daß die Trockenheit, und das Phlegma selbst, das ihnen von einigen tändelhaften Schriftstellern zur Last gelegt wird, eine von den Ursachen gewesen seyn soll, die ihn angetrieben, diese Nation kennen zu lernen. Er zog von Schule zu Schule, und unter der Gestalt eines neugierigen Reisenden, hatte er das Vergnügen, allen Versammelungen gelehrter Gesellschaften unerkannt beyzuwohnen. Er soll aber über die galante und flüchtige Art unsrer jetzigen Weltweisen nicht wenig erstaunt seyn, und seinen Freunden in Engelland geschrieben haben, daß er sich in seiner Hofnung betrogen fände, daß die philosophischen Stutzer auch in Deutschland überhand genommen

hätten,

hätten, und daß nur hier und da noch einige rechtschaffene Weltweise, gleichsam im Verborgenen, lebeten, die sich kaum unterstünden ihre Häupter zu erheben, und vielleicht auch endlich dem Strohme würden nachgeben müssen.

Während seines Aufenthalts zu *** hat er mit einigen jungen Edelleuten allda Freundschaft geschlossen, die völlig nach seinem Geschmacke waren. Unter diesen ist er einem Jüngling aus dem Hause *** der in der Folge unter dem Namen Euphranor vorkommen wird, am meisten zugethan, und aus Liebe zu demselben hält er sich, seit einiger Zeit, in einem kleinem Orte an der S*** auf. Der Jüngling besuchet öfters Theocles einsamen Aufenthalt, wo sie in zufriedener Stille ihre Stunden der Freundschaft und der Betrachtung weihen; und wenn der Jüngling genöthigt ist sich von seinem Freunde zu

trennen, so setzen sie ihre Unterredungen in Briefen fort.

Folgende, die sie über die Natur des Vergnügens gewechselt haben, sind mir durch einen Zufall in die Hände gerathen, und ich konnte mich nicht enthalten, die kleine Verrätherey zu begehen, sie der Welt bekannt zu machen.

der Herausgeber.

Erster Brief.

Euphranor an Theocles.

Allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit stöhret das Vergnügen. Ihr Streit mit der überraschenden Empfindung. Wird bestätiget, durch das Beyspiel der Verliebten, der Virtuosen und der Freunde.

Schon den vierten Abend bringe ich ohne Theocles Umarmung zu, und die Erinnerung jenes unaussprechlichen Vergnügens, daß ich in deiner Gesellschaft genossen, verwandelt meine geschäftigsten Stunden in Langeweile. Ich bin hier so müßig nicht, als du etwa glaubest. Die meisten Stunden des Tages raubt mir die Nothwendigkeit. Ich nenne jede Beschäftigung Nothwendigkeit, wenn sie wider unsre Neigung streitet. Auch das lärmende Vergnügen, das Gewühl bey Hofe, dahin mich mein Stand verbannet, verdienet mir diesen Namen. Wahr ists, ich verehre die Vorrechte meines jugend-

gendlichen Alters, ich bin der Freuden Liebling; aber nur der stillen Freuden, die ich in dem kleinen Bezirke meiner Freunde geniesse. Jenes prächtige Gebäude, jene vergüldete Gesellschaft scheinet mir wüster, als Theocles Einsamkeit. Jetzt bin ich des beschwerlichen Getümmels los; Jetzt kann ich mich frey in die Arme der Musse und der Betrachtung werfen. Wie glücklich, wenn ich mich auch in die Arme meines Freundes werfen könnte! Und wie untröstlich, wenn Theocles nicht die Sehnsucht nach seinem Umgang durch freundschaftliche Briefe linderte!

Erst gestern erhielt ich ein Schreiben von dir, dessen Inhalt mir heute Stof zum Nachdenken geben soll. Wie oft habe ich es entfaltet, gelesen, und wieder zusammen geschlagen! Dieser wichtige Brief verdient meine ganze Aufmerksamkeit, denn sein Innhalt verspricht einen Einfluß in dein ganzes Leben. Du rühmest dich, die Begriffe von der Natur des Vergnügens glücklich entwickelt zu haben, und es freuet dich, daß es dir gelungen, in die Tiefen der Empfindungen einen spähenden Blick zu thun. Nicht daß du durch

deine

deine Entdeckungen Ruhm erhaschen wolltest; nein! Dich ergötzt vielmehr die Hofnung, durch diese Einsicht Meister von deinen Empfindungen zu werden, und sie an den Wagen der Vernunft zu fesseln. Je vertrauter ich mit der Natur des Vergnügens werde, sprichst du, desto weniger sollen mich die Larven täuschen, die wahren Irrwische, die das menschliche Geschlecht aus einem Sumpf in den andern führen, und denn seiner Einfalt spotten. — Du ladest mich zu gleichen Betrachtungen ein, und versprichst mir deine Gedanken zu eröfnen, sobald ich mich durch eigenes Nachsinnen dazu vorbereitet haben würde. Theuerster Freund! Hastu auch überlegt, mit welcher Gefahr deine Unternehmung verknüpft ist? Es hat Weltweise gegeben, die die Vernunft die Stöhrerin unsers Vergnügens genennt haben. Ich halte sie keinesweges dafür, allein alsdenn wird sie es gewiß, wenn sie der Entstehung des Vergnügens nachgrübelt. Unsre Glückseligkeit hangt von dem Genusse ab, und der Genuß von der schnellen Empfindung, mit der jede Schönheit unsre Sinne überraschet. Unglücklich sind

 dieje-

diejenigen, welche die Vernunft wider den Anfall einer solchen Ueberraschung abgehärtet hat. Die Lust verschwindet, wenn wir unsre Empfindung allzusorgfältig aufzuklären suchen.

Unzähliche Beyspiele bieten sich mir an, die diese Warheit bestätigen. Wenn du bey der Erblickung einer Schönen in Entzückung geräthst; so vereinigen sich unzehlliche Reitzungen zu deiner Niederlage. Der harmonische Bau ihrer Glieder; ihre blendende Gesichtsfarbe, ihre feuerige Augen, und ihre beredten Züge, stimmen in einer angenehmen Verwirrung überein, und bemeistern sich deiner Seele. Danke es dieser Verwirrung, daß sie dir nicht Zeit läßt, sie zu entwickeln. Hüte dich anstatt feuriger Augen, die Beschaffenheit der Säfte im Auge, und anstatt reitzender Minen, eine leichte Bewegung der Gesichtsmuselen zu gedenken. Den Augenblick würde dein Vergnügen sterben, und du hättest anstatt einer süssen Wollust, eine Menge trockener Warheiten.

Die, welche die Schriften der unsterblichen Alten nur deswegen lesen, um sie zu zergliedern und rhetorische Figuren, so wie ein Insectenkenner

ner die getrockneten Gerippe der Würmer, zu sammeln; sind zu bedauern. Sie erfinden die Regeln der Beredsamkeit; sie werden Gesetzgeber in den schönen Wissenschaften; aber sie empfinden die Schönheiten nicht mehr, die sie uns anpreisen. Ihr Gefühl verwandelt sich in einen logischen Schluß.

Auch die Freundschaft, diese Mutter des erhabensten Vergnügens, läuft Gefahr, wenn man die einzelne Vorzüge, den Werth eines Freundes allzugenau erwegt. Die Empfindung vermischt die Seelen der Freunde in Eine, und die Ueberlegung entzweiet sie wieder. Die liebreiche Empfindung verhüllet die schwache Seite eines Freundes, und die Ueberlegung macht sie sichtbar. Und wenn auch seine Vorzüge auf der Schale der Vernunft ein Uebergewicht haben; so verlischt doch das Feuer, und die Liebe weicht in vernünftige Hochachtung zurück. — Ich zittere, wenn ich hieran gedenke. Wie? Liebster Freund! Wenn du trotz meiner Gründe auf deinem Vorsatze beharrest, wenn du durchaus nicht fühlen willst, ohne zu denken; so drohet mir die Gefahr, in

dir einen lauen Freund zu umarmen. Nein Theocles! Wenn du meine Ruhe liebst, (und du liebest sie gewiß) so entreisse mich diesen quälenden Sorgen. Entsage deinem Vorsatze, und überlasse deine Entdeckung der ewigen Vergessenheit. Ich bitte dich, ich beschwöre dich darum.

Zweyter

Zweyter Brief.

Euphranor an Theocles.

Das dunkele Gefühl befördert unsre Glückseligkeit. Der Affect verschwindet, wenn alle Begriffe deutlich werden. Wie weit sich die Vernunft in unsre Ergötzlichkeiten mischen soll. System einer jugendlichen Sittenlehre.

Mein voriges Schreiben ist noch unbeantwortet. Theocles überläßt mich der Unruhe, in die mich sein letzter Brief gesetzt hat. Was soll ich hiervon denken? Hat meine traurige Ahndung eingetroffen? Oder hastu die Art der spröden Dirnen, die sich ein boshaftes Vergnügen machen, ihre Liebhaber mit eifersüchtigen Gedanken zu quälen? Doch vielleicht keines von beyden. Vielleicht daß du dir Zeit lassen willst, meine Gründe zu prüfen, um sie entweder anzunehmen, oder zu widerlegen. Ist dieses; so gebe ich dir hier mehrere Gründe zu bedenken, ehe du entscheidest.

Wir würden unglücklich seyn, wenn sich alle unsre Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten Die

Schönheit beruhet, nach dem Ausspruch aller Weltweisen in der undeutlichen Vorstellung einer Vollkommenheit: Lust und Freude, ja die stille Zufriedenheit selbst, wirken nur matt auf unsre Seele, wenn sie nicht von einer süssen Wallung des Geblüts, und von verschiedenen Bewegungen der Gliedmassen begleitet werden. Diese holde Bewegung ist eine Tochter des Affects, und der Affect ist nothwendig mit einer undeutlichen Vorstellung verknüpft. So unzertrennlich ist das Gefühl; so unzertrennlich ist die dunkele Vorstellung von unsrer Glückseligkeit.

Wenn wir den Sturm einer unangenehmen Leidenschaft besänftigen wollen; so befielt uns die Vernunft, über die Ursachen unsres Misvergnügens nachzudenken, und die Begriffe aufzuklären. Nur diese finstere Wolken sind es, aus denen das Ungewitter entsteht; und so bald es in unsrer Seele heiter wird, so verschwindet das Toben der Leidenschaft. Hat es aber mit den angenehmen Empfindungen eine andre Beschaffenheit? O nein! Sie haben eben dasselbe Schicksal; wir fühlen nicht mehr, sobald wir denken. Der

Affect

Affect verschwindet; sobald die Begriffe deutlich werden.

Die ihr für euere Glückseligkeit besorgt seyd, lasset euch von der Vernunft den Gegenstand eueres Vergnügens auslesen. Ohne sie könntet ihr blindlings wehlen, oder euch in euerer Wahl betriegen. Trauet den Reitzen nicht, die sie verwirft. Umarmet diese nur, die sie gut heißt; ja laßt sie euerem Genusse Maaß und Ziel vorschreiben, und hütet euch dieses Ziel zu überschreiten. Wenn sie aber die Braut zugeführet hat; so muß sie bescheiden [illegible] weichen, um euch nicht durch unbeso[illegible]en Vorwitz in dem Genusse zu stöhren.

Der gütige Schöpfer hat nicht umsonst mit diesem dunkeln Gefühl einen Reitz verbunden, nicht umsonst in jede sichtbare Schönheit die Fähigkeit gelegt, dieses Gefühl zu beleben. Die Vernunft allein kann kein Wesen beglücken, das nicht lauter Vernunft ist. Wir sollen fühlen, geniessen, und glücklich seyn.

Liebster Theocles! Dieses ist das System meiner jugendlichen Sittenlehre, die Richtschnur meines Wandels. Die Natur hat deine männ-

lichen

lichen Jahre noch mit einem zarten Gefühle gesegnet. Strenge deine Kräfte an, es empfindlicher zu machen. Es ist die Quelle deiner Glückseligkeit. Mache, wenn du kannst, die Empfindung der Schönheit lebhafter, aber hüte dich, sie in trockene Warheiten zu verwandeln. Welcher Unterscheid zwischen diesen beiden Aussprüchen: **dieser Gegenstand ist schön; dieser Gegenstand ist wahr!**

Dritter

Dritter Brief.

Theocles an Euphranor.

Warum sich weder völlig deutliche noch völlig dunkele Begriffe mit dem Gefühle der Schönheit vertragen. Klarheit der Vorstellung befördert das Vergnügen. Nützliche Vorbereitungen zu dem Genusse eines Vergnügens. Erklärung einer Stelle in Aristoteles Dichtkunst. Betrachtung des Weltgebäudes aus zwey verschiedenen Gesichtspunkten.

Nicht aus jungfräulichem Uebermuthe habe ich dich deinen eifersüchtigen Sorgen überlassen. Nein! Edler Jüngling! Nenne es eine Ahndung, die deine unzeitige Furcht verdient hatte. Wenn ich allen Unwillen über dein mißtrauisches Betragen ablegen wollte; so mußte ich unverzüglich diese Art von Rache von dir nehmen. Nunmehr hat mich die Genugthuung, die ich mir selber verschaft, zufrieden gestellt; und ich bin im Stande, deine Gründe mit kaltem Blute zu widerlegen.

Die Warheit stehet fest, kein deutlicher auch kein völlig dunkler Begrif, verträgt sich mit dem Gefühle der Schönheit. Jener, weil unsere eingeschränkte

geschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen, vermag. Sie muß, wenn sie deutlich denken will, ihre Aufmerksamkeit von dem Ganzen abziehen, und einen Theil des Gegenstandes nach dem andern überdenken. Dieser hingegen, weil die Mannigfaltigkeit des Gegenstandes in seine Dunkelheit gleichsam verhüllt, und unsrer Wahrnehmung entzogen wird. Zwischen den Grenzen der Klarheit müssen also alle Begriffe der Schönheit eingeschlossen seyn, wenn wir ohne mühsames Ueberdenken eine Mannigfaltigkeit warnehmen solln. Ja noch mehr; je ausgebreitet klärer die Vorstellung des schönen Gegenstandes, desto feueriger das Vergnügen, das daraus entspringet. Eine ausgebreitet klärere Vorstellung enthält eine reichere Mannigfaltigkeit, mehrere Verhältnisse des Mannigfaltigen gegen einander. Lauter Quellen der Lust!

Höre nun, edler Jüngling! wie ich mich zu dem Genusse eines Vergnügens vorbereite. Ich betrachte den Gegenstand des Vergnügens, ich überdenke alle seine Theile, und bestrebe mich sie deutlich zu fassen. Alsdenn richte ich meine Acht-

samkeit

samkeit auf ihre allgemeine Beziehung; ich schwinge mich von den Theilen zum Ganzen. Die besonderen deutlichen Begriffe weichen gleichsam wie in den Schatten zurück. Sie wirken alle auf mich, aber sie wirken in einem solchem Ebenmasse und Verhältniß gegen einander, daß nur das Ganze aus ihnen hervorstrahlt, und mein Ueberdenken hat mir die Mannigfaltigkeit nicht zerstreuet, nur faßlicher gemacht.

Der weise Stagirit eignet einer jeden Schönheit bestimmte Grenzen der Grösse zu, und behauptet, daß sie diesen Namen nicht mehr verdiene, wenn sie die Grenzen entweder überschreitet, oder nicht erreicht. Seine Ausleger haben hierinn unsägliche Schwierigkeiten gefunden. Die ganze Welt, schlossen sie, muß nach diesem Grundsatze aufhören schön zu seyn; und wer will dieses behaupten?

Allein dieses unermeßliche All ist für uns kein sichtbar schöner Gegenstand. Nichts verdienet diesen Namen, das nicht auf einmal klar in unsere Sinne fällt. Zwar hat das Unermeßliche, dessen Grenzen zu erreichen, unsere beflügelte

Einbildungskraft ermüdet, seinen besondern Reitz, der das Vergnügen der abgemessenen Schönheit öfters übertrift; allein schön im eigentlichen Verstande, können wir das Weltgebäude nur alsdenn nennen, wenn die Einbildungskraft seine Haupttheile, in einem so vortreflichen Ebenmasse ordnet, wie Vernunft und Wahrnehmung lehren, daß sie ausser uns geordnet sind. Geschiehet dieses; so nimmt man nur die allgemeinen Verhältnisse der Welttheile zum Ganzen wahr; die Grösse, die für die Sinne unermeßlich ist, verjünget sich in der Einbildung, und tritt in die Schranken der Schönheit zurück, die unsern Kräften angemessen sind.

Die Einbildungskraft kann den kleinsten und den größten Gegenstand zwischen die gehörigen Grenzen einschränken, indem sie die Theile so lange erweitert, oder zusammenziehet, bis wir die erforderliche Mannigfaltigkeit auf einmal fassen können. Ein Thier von einigen Stadien groß, eine Milbe, die dem scharfsichtigsten Auge unmerklich ist, können in der Einbildung zu schönen Gegenständen werden; und wie oft hat ihr

organi-

organischer Bau den Naturliebenden ergötzt. Nur den Namen einer sichtbaren Schönheit, hat ihnen Aristoteles abgesprochen, weil unser kurzsichtiges Auge die mannigfaltigen Gliedmassen des ungeheuern Thiers nicht auf einmal, der allzukleinen Milbe aber gar nicht fassen kann. Für dramatische Dichter ist diese Warheit ungemein wichtig. (a)

Dem Weltweisen bleibet also die Betrachtung des Weltgebäudes eine unversiegende Quelle des Vergnügens. Sie versüßt seine einsamen Stunden, sie erfüllt seine Seele mit den erhabensten Empfindungen, entziehet seine Gedanken dem Staube der Erde und nähert sie dem Thron der Gottheit. Ehre, Wollust und Reichthümer, die er vielleicht über seine Betrachtungen entbehren muß, sind ihm jetzt Staub, den er mit Füssen tritt, und zur Verfolgung, die mit gezücktem Schwerdte hinter ihm stehet, spricht er mit archimedischer Zerstreuung; **Verwirre mir nur diese Zirkel nicht!** — Aber wie muß er sich zu dieser Fülle des Vergnügens vorbereiten? Wohlan, theuerer Jüngling! Hier ist der Weg zum wah-

ren Vergnügen! Mache die Anwendung meiner Lehre auf die Schönheit der allgemeinen Natur. Sie ist das würdigste Beyspiel, das eine Lehre befestigen kann. Lerne daraus, wie zuträglich es der Empfindung des Ganzen sey, wenn wir alle seine Theile vorher bis zur Deutlichkeit überdacht haben.

Mache die Anwendung! sage ich. Wenn du von der wundervollen Einrichtung aller Weltkörper nichts wüßtest; wenn es dir unbekannt wäre, daß eine unermeßliche Kette von Wesen jeden Planeten bewohnt; unbekannt, daß sich aus der Mitte eines jeden Weltgebäudes ein milder Strohm von Licht und Leben nach allen Seiten ausbreitet, wenn du von allen diesen wichtigen Warheiten nichts wüßtest, sage ich, und du würdest iezt nur die allgemeine Verbindung der Weltkörper, ihre Lagen, Grössen und Entfernungen, nur das Gerippe gleichsam des Copernikanischen Weltbaues gewahr; so würde dich diese Erkenntniß zwar vergnügen, aber nicht deine ganze Seele anfüllen. Die Armuth an Mannigfaltigkeit würde in dem Begriffe vom Ganzen, erstaunliche Lücken hinter sich lassen, und die Harmonie, die dich ergötzen

soll,

soll, auf wenige Gesetze der Natur hinauslaufen, nach welchen die Weltkörper in ihren Kreisen herumgeführet werden. Nunmehr rufe alles, was dir von den einzelen Theilen der Welt bekannt ist, in dein Gedächtniß zurück. Betrachte den leblosen Stein, dessen ganze Natur, Gewicht und Farbe zu seyn scheinet, und die Pflanze, in deren Bau Ordnung und Absicht zu erkennen ist; den Wurm, dessen Welt ein einziges Blatt ist, und den Menschen, den die ganze Erde in allzu engen Räume einschließt; kurz! überdenke alles, was die blossen Augen, die Ferngläser, Vernunft und Sinne von der Welt bekannt gemacht haben. Erwege die Gründe, dadurch die Muthmassung von der ähnlichen Beschaffenheit aller Weltkörper, mehr als wahrscheinlich wird; die uns veranlassen, unser Weltsystem, in Myriaden von Fixsternen, und unsere Wohnungen hienieden, in unzähliche Kugeln, die sich um jene in lichten Wirbeln drehen, vervielfältiget zu sehen; steige die Kette allgemach hinauf, die alle Wesen an den Thron der Gottheit befestigen; alsdenn schwinge dich mit kühnem Fluge bis auf das allgemeine Verhältnis

aller dieser Theile, zu dem unermeßlichen Ganzen. Welche himmelische Wollust wird dich auf einmal überraschen! Kaum wirst du dich in der betäubenden Entzückung fassen können. Woher dieser unendliche Unterscheid? Was hat dein Gefühl geadelt und deinen Vergnügen diesen überschwänglichen Zuwachs verliehen? Gestehe es! Ist es nicht die deutliche Wahrnehmung aller Theile, die in dem letztern Falle vor der Empfindung des Ganzen hergegangen ist? Hat das Ueberdenken der Theile die Lust gestöhrt, die aus der Wahrnehmung des Ganzen entspringt? O Nein! Es hat dich vielmehr dazu vorbereitet; du hast dem Vergnügen, das aus der Schönheit des Ganzen entspringt, die gehörige Fülle gegeben, indem du eine grössere Mannigfaltigkeit ans Licht gebracht, die einhellig an seiner Bestimmung Theil nimt.

Vierter

Vierter Brief.

Theocles an Euphranor.

In dem Augenblicke des Genusses verdunkeln sich alle einzelne Begriffe. Anwendung auf die Dichter. Auf die Tonkünstler. Der Grund zum Vergnügen muß in der positiven Kraft unsrer Seele gesucht werden. Nicht aber in ihrer Einschränkung. Eines neuern Gedanken von der Entstehung des Vergnügens. Einwurf dawider.

Mein Wahlspruch ist: **wehle, empfinde, überdenke und geniesse. Wehle:** unter den Gegenständen, die dich umgeben, erlies dir solche, die deiner Wohlfart zuträglich sind. **Empfinde** sie: versorge dich mit hinlänglichen Begriffen von ihrer Beschaffenheit. **Ueberdenke:** stelle dir alle einzelne Theile deutlich vor, und erwege ihre Verhältnisse und Beziehungen gegen einander und auf das Ganze. Alsdenn **geniesse:** richte deine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand selbst. Hüte dich, in diesem Augenblicke an die Beschaffenheit einzelner Theile zu gedenken. Laß die Fähigkeiten deiner Seele walten. Durch das Anschauen des Ganzen, werden die Theile ihre hellen Farben verlieren, sie werden aber Spuren hinter sich lassen, die

die den Begrif des Ganzen aufklären, und dem Vergnügen, das daraus entstehet, eine grössere Lebhaftigkeit verschaffen.

Aber deutlich müssen die besondern Begriffe in dem Augenblicke des Genusses nicht bleiben; so lange wir uns noch mit dem Irrdischen schleppen, so lange unsere Seele noch zu eingeschränkt ist, eine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen. Hätten die Dichter dieses durchgehends bedacht; so würden wir weniger Epopeen haben, die den strengesten Regeln Gnüge leisten, und dennoch den Zweck zu gefallen, so sehr verfehlen. Eine Bemerkung, dadurch viele das Ansehen der Regeln haben wanken machen wollen, aber mit Unrecht. Die Regeln sind Vorbereitungen, dadurch der Dichter sich und seinen zu bearbeitenden Gegenstand in die Verfassung setzen soll, die Schönheiten in ihrem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Als Vorbereitungen können sie dem Virtuosen erspriesliche Dienste leisten, aber in der Hitze der Ausarbeitung müssen sie ihn nicht stöhren. So bald er zum Werke schreitet muß der Vorwurf, und nichts als der Vorwurf

die herrschende Idee in seiner Seele seyn. Er hüte sich in diesem Augenblicke seine Regeln allzudeutlich vor Augen zu haben. Sie sollen die Einbildungskraft nicht im Zügel halten, sondern ihr nur von Ferne den Weg zeigen, und nachrufen, wenn sie in Gefahr ist, sich zu verlieren. Alsdenn können sie nicht selten den Mangel eines ausserordentlichen Genies ersetzen, und den Dichter das lehren, was sein Genie vielleicht zu klein war, zu erfinden.

Auch die Tonkünstler könnten einer schimpflichen Erniederung überhoben seyn, wenn sie diese wichtige Anmerkung nie aus den Augen lassen wollten. Es ist bekannt, daß sie, was die Annehmlichkeit ihrer Melodien betrift, einen grössern Werth auf das Urtheil eines blos geübten Ohres, als auf das Urtheil eines Meisters in der Tonkunst, setzen. Die letztern wollen ihre Erfahrenheit in der Kunst niemals verleugnen. Sie merken auf nichts als auf die Regelmäßigkeit einer Melodie, sie lauren auf glückliche Verbindung zwischen den aller widersinnigsten Uebellauten,

und die sanft rührenden Schönheiten schleichen unbemerkt vor ihren Ohren vorüber.

Kann aber aus diesem allen die Folgerung gezogen werden, daß das dunkele Gefühl die Mutter aller fröhlichen Empfindungen sey? Nein! wäre dieses, so hätte die Vorsehung ihre Güter allzu ungerecht ausgetheilt. Wesen von höherer Art, würde sie zu bittern Klagen berechtiget haben; „Du hast uns mit deinem Fluche beladen, „indem du uns aufgeklärte Geister verliehen hast. „Wir begreifen alles deutlicher als die Wesen, die „unter uns sind; elendes Vorrecht, das uns die „Wege zur Lust verschleußt! Es fehlet uns an „dunkeln Empfindungen, an der Quelle des Ver„gnügens, mit welcher die untern Wesen reich„lich versehen sind.„

Oder wollen wir die Ordnung umstürzen? Sollen Wesen, die am meisten an die Sinne kleben, die obersten Stuffen der Schöpfung besteigen, Engel niedriger als Menschen, sollen Menschen niedriger als vernunftlose Thiere stehen? O nein! nur unsre Schwachheit macht die dunkle Empfindung zu einem nothwendigen

Gefähr-

Gefährten der Fröhlichkeit, weil in der menschlichen Seele, Deutlichkeit und Reichthum der Begriffe nebeneinander nicht Raum genug finden. Aber in so weit es ein **dunkeles** Gefühl ist, führet es nichts annehmliches bey sich. Und Wesen, die eine grössere Mannigfaltigkeit deutlich fassen können, sind desto glückseeliger, weil die Gegenstände mit mächtigerm Reitze in sie würken können.

Ich habe gesagt, man würde gegen die Vorsehung ungerecht seyn, wenn man den wesentlichen Grund alles Vergnügens in der dunkeln Empfindung suchen wollte, und ich hätte meinen Satz näher bestimmen können. Die reine Seelenlust, als eine Bestimmung des Geistes betrachtet, und abgesondert von ihrer fleischlichen Begleiterin, von der sinnlichen Wollust, muß in den positiven Kräften unsrer Seele, und nicht in ihrem Unvermögen, nicht in der Einschränkung dieser ursprünglichen Kräfte gegründet seyn.

Ja noch mehr. Die Neigung zur Vollkommenheit muß allen denkenden Wesen ursprünglich, und Gott selbst in dem allerhöchsten Grade zukommen.

Hier-

Hierwider hat sich ein neuer Weltweise vergangen, dessen Gedanken gleichwohl unsre Aufmerksamkeit verdienen. Die Schwierigkeit, die er aufzulösen, sich vorgenommen, ist diese. Wir lernen aus der Erfahrung, daß die Seele die Vorstellung einer Vollkommenheit lieber haben als nicht haben, und die Vorstellung einer Unvollkommenheit lieber nicht haben als haben wolle. Woher dieses? In welcher wesentlichen Bestimmung unsrer Seele ist diese Eigenschaft gegründet? (b) Diesen Knoten bemühet sich unser Schriftsteller folgendergestalt ohngefähr aufzulösen. „Da das „Wesen unserer Seele, sagt er, in einer Kraft „besteht, sich die Welt vorzustellen; so muß sie „sich beständig bestreben, Begriffe hervorzubrin„gen. Sie muß sich also nach Gegenständen seh„nen, die ihr eine Menge von Begriffen darbie„ten, und daran muß sie Gefallen finden.

„Diese Begriffe müssen ihr nicht allzu verwi„ckelt scheinen, sonst verzweifelt sie an ihrer Fä„higkeit sie jemals fassen zu können. Ein Gegen„stand, der ihr also zu versprechen scheint, sie „würde die Menge Vorstellungen, die sie in ihm „antrift,

„antrift, mit geringer Mühe entwickelen können, „muß sie ungemein an sich ziehen.

„Dieses thut die Vollkommenheit. In ihr „trift man eine Mannigfaltigkeit an, die über„einstimmend ist, die sich auf eine Einheit bezie„het. Die Mannigfaltigkeit verspricht der „Seele Beschäftigung. Sie findet eine Men„ge Vorstellungen, die das Bedürfniß ihrer „ursprünglichen Kraft eine Zeitlang werden „unterhalten können. Allein die Einheit im Man„nigfaltigen verspricht ihr Leichtigkeit in der Be„schäftigung. Sie wird alle mannigfaltige Be„griffe gleichsam aus einem einzigen Gesichtspunkt „übersehen können; es wird ihr keine sonderliche „Mühe kosten, sie alle zu begreifen. Daher muß „sich die Seele nach einem vollkommenen Gegen„stand sehnen, und an seiner Vorstellung Gefal„len finden.„ So weit der Schriftsteller.

Wenn diese Erklärungsart richtig wäre; so müßte es uns zur Schwachheit gereichen, daß wir die Einheit im Mannigfaltigen lieben. Denn wenn uns die blosse Mannigfaltigkeit nicht allzusehr ermüdete; wenn wir keiner Erleichterung in unsrer

unsrer Beschäftigung bedürften; so würde uns das blos Mannigfaltige mehr Lust gewähren, als wenn es von der Einheit eingeschränket wird. Allein warum ziehet der weise Schöpfer, den der Gedanke aller möglichen Welten auf einmal nicht ermüden kann, das Vollkommene dem blos Mannigfaltigen vor?

Fünfter

Fünfter Brief.

Theocles an Euphranor.

Schönheit setzet Einheit im Mannigfaltigen voraus. Das Vergnügen, das daraus entstehet, beruhet auf der Einschränkung unsrer Seelenkräfte. Findet bey Gott nicht Statt. Vollkommenheit erfordert keine Einheit, sondern Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Das Vergnügen das daraus entstehet, gründet sich auf die positive Kraft unsrer Seele. Kömmt GOtt im höchsten Grade zu.

Du antwortest nicht, theuerster Jüngling! Wohl! Ich nehme das Stillschweigen für ein Zeichen deines Beyfalls an, und fahre in meinen Betrachtungen fort. Bisher haben wir alle Gegenstände des Vergnügens unter der Gestalt der Schönheit betrachtet. Die Jugend ist gewohnt alle ihre Lust der Schönheit zuzuschreiben. Allein nunmehr ist es Zeit, die Grenzen der Vollkommenheit und der Schönheit zu trennen, und beyde in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Hier sind die Klippen, daran der Weltweise gescheitert, den ich in meinem vorigem Schreiben widerlegt habe. Er hat das auf die Vollkommenheit ziehen wollen, was nur von der Schönheit gilt.

Ich

Der Unterschied ist handgreiflich, Euphranor! Die Gleichheit, das Einerley im Mannigfaltigen ist ein Eigenthum der schönen Gegenstände. Sie müssen eine Ordnung oder sonst eine Vollkommenheit darbieten, die in die Sinne fällt, und zwar ohne Mühe in die Sinne fällt. Wenn wir eine Schönheit fühlen wollen, so wünscht unsere Seele mit Gemächlichkeit zu geniessen. Die Sinne sollen begeistert seyn, und von ihnen soll sich die Lust auf die müßige Vernunft ausbreiten.

Der Entwurf eines Gebäudes ist schön, wenn das Ebenmaß in den Abtheilungen, und ihre Abwechslungen leicht zu fassen sind; und aus keiner andern Ursache ist der Gothische Geschmack verwerflich, als weil er die Mannigfaltigkeiten in einer allzuverwickelten Ordnung anbringt.

Ein allzu sehr durch einander geschlungener Tanz mißfällt, weil wir die verschiedenen Züge und Linien, die auf dem Boden gezeichnet werden, nicht ohne Mühe aus einander wickeln können. Auch die Töne sind nur alsdenn wohlklin-

gend,

gend, wenn die Bebungen in der Luft ein leichtes Verhältnis mit einander haben.

Was folget hieraus? Daß das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit, blos unserm Unvermögen zuzuschreiben sey. Wir ermüden, wenn unsre Sinne eine allzuverwickelte Ordnung aus einander setzen sollen. Wesen, die mit schärfern Sinnen begabt sind, müssen in unsern Schönheiten ein eckelhaftes Einerley finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Er, der alles Mögliche mit einmal übersiehet, muß die Einheit im Mannigfaltigen durchaus verwerfen. — — — Verwerfen? Und so hat der Schöpfer kein Gefallen an dem Schönen? So zieht er es nicht einmal dem Häßlichen vor? Ich behaupte Nein, und die Natur, das Werk seiner Hände, soll mir Zeugnis geben. Nur die äussere Gestalten hat der Schöpfer mit sinnlicher Schönheit bedeckt. Diese sind bestimmt in die Sinne anderer Geschöpfe reitzend zu wirken. Die Schönheit der menschlichen Bildung, die annehmlichen Farben, die gewundenen Züge, die in seinen Minen bezaubern, sind nur der äusse-

ren Schale eingeprägt. Sie gehen nicht weiter, als unsre Sinnen reichen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen. Alle Gefässe sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; die Eingeweide halten einander das Gleichgewicht, aber kein Ebenmaß, keine sinnliche Verhältnisse; lauter Mannigfaltigkeit, nirgend Einheit; lauter Beschäftigung, nirgend Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

Aber nein! Ich komme zu dir, der Himmlischen vortreflichste, Vollkommenheit! Nicht, wie dich die Sinne fassen, wie dich die Vernunft begreift! Wahrer Endzweck der Schöpfung! Rathgeberin Gottes! Ich würde deine Göttlichkeit entweihen, wenn ich ihr nur Vorzüge, für eingeschränkte Wesen, einräumen wollte. Nein! Auch dem Unendlichen gefallen deine Vortreflichkeiten. Du gewährest Mannigfaltigkeit, aber kein Einerley in dem Mannigfaltigen, keine Leichtigkeit in der Beschäftigung. Diese geringern Vorzüge überläßt du deiner sinnlichen Nachahmerin

ahmerin, der Schönheit, die sich bis zur Schwachheit der Irrdischen herunter lassen mag. Du erforderst aber vernünftigen Zusammenhang, Uebereinstimmung, Einhelligkeit. Aus dem gemeinschaftlichen Endzwecke eines Wesens, soll sich begreifen lassen, warum das Mannigfaltige so und nicht anders neben einander ist. Du gewährst nicht nur Vorstellungen, sondern auch verknüpfte und in einander gegründete Vorstellungen. Nichts muß überflüßig, nichts mißhellig, nichts mangelhaft in deinen Bestimmungen seyn. An diesen Merkmalen erkennet der Weltweise deine Gottheit, Mutter der himmlischen Liebe!

Und er muß sich hüten, diese himmlische **Venus** nicht mit der irrdischen, mit der **Schönheit**, zu verwechseln. (c) Diese beruhet auf der Einschränkung, auf dem Unvermögen, aber das Gefallen an der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen, gründet sich auf eine positive Kraft unsrer Seele. Wenn es Wesen, die eine Vorstellungskraft haben, natürlich ist, sich nach Vorstellungen zu sehnen; so ist es auch vernünftigen Wesen eigenthümlich, nach solchen

Vorstellungen zu streben, die in einander gegründet sind. Zerrüttete Begriffe, Mißhelligkeiten, Widersprüche, streiten eben so wohl wider die Natur und das ursprüngliche Bedürftnis aller denkenden Wesen, als der Mangel, der völlige Tod aller Vorstellungen. Hierinn liegt der mächtige Reitz, mit welchem die Vollkommenheit alle Geister an sich ziehet; und so weit eine positive Kraft über ihre Einschränkung erhaben ist, so weit ist das Vergnügen der verständlichen Vollkommenheit, über das Vergnügen der sinnlichen, oder wie wir Irrdischen sie nennen, über das Vergnügen der Schönheit hinweg. (d)

Der Unterscheid ist handgreiflich. Wenn du die Zwergbäume in deinem Obstgarten beschauest; wenn du auf die Zweige, die sich in zirkelrunder Ordnung stufenweis erheben, und auf die Krone, die in der Mitte stolz hervor ragt, acht hast; so hast du die sinnliche Schönheit der Bäume völlig inne, ihr Anblick gefällt dir, und reitzt deine sinnliche Empfindung. Mit dieser Schönheit ist zwar eine Art von Vollkommenheit verbunden; denn aus dem allgemeinen Plane der Schönheit,

läßt

läßt sich Grund angeben, warum die Zweige eben also geordnet sind. Allein der Zweck dieser Ordnung ist, die Sinne durch ein leichtes Verhältnis zu reitzen, und die Vollkommenheit stützt sich auf Schönheit.

Nunmehr denke an die wahre Vollkommenheit der Bäume. Die Schönheit kann durch die Kunst vortreflich nachgeahmt werden; aber die Vollkommenheit, wie klein und unvermögend ist hierinn die Kunst! Erwege diese Blätter, diese Zweige, diese Knospen hier, jene Blüthen dort, was für ein gemeinschaftlicher Endzweck verbindet sie? In welcher Verknüpfung stehen sie mit dem Baume, und durch ihn mit dem Ganzen? Hier wird deine Seele von Wollust trunken, hier erlangst du das anschauende Erkenntniß einer ächten Vollkommenheit; ein Vergnügen, das sich nicht auf deine Schwachheit, das sich auf das vernünftige Bestreben nach in einander gegründeten Vorstellungen stützt.

Da nun gewiß ist, daß Gott nichts ohne zureichenden Grund verstatten kann; so hat auch Gott Gefallen an Vorstellungen, die in einander gegründet sind; so hat auch Gott Gefallen an der

Vollkommenheit. Die Natur soll nicht aufhören mein Zeuge zu seyn. Die häßlichsten Gestalten, die die menschliche Haut bedeckt, die innersten, die kleinsten Theile der Schöpfung, dahin kein Auge dringt, hören nicht auf, vollkommen zu seyn; hören nicht auf, in gegenseitiger Uebereinstimmung, so viel zum allgemeinen Endzwecke beyzutragen, als sie vermögen; hören nicht auf, weder Ueberfluß noch Mangel zu dulden. Alles in der Natur zielet nach seinem Zwecke; alles ist in allem gegründet, alles ist vollkommen.

Sechster

Sechster Brief.

Theocles an Euphranor.

Ungegründete Beschuldigungen wider die Vernunft. Wider die metaphysischen Betrachtungen. Unrechtmäßige Herrschaft der Oeconomie über die speculativische Weltweisheit. Nutzen der letztern wird erhoben. Vergleichung des Vergnügens mit dem Wollen.

Es hat freylich von alten Zeiten her Gelehrte (Weltweise kann ich sie nicht nennen) gegeben, welche die Vernunft für die Stöhrerin unsres Vergnügens gehalten haben; und eben iezt scheinet sich dieser Geist des Leichtsinns aus Frankreich über alle gesittete Völker zu verbreiten. Allein die so denken, haben die Vernunft nie gekannt. Ein Werk ihrer verkehrten Einbildungskraft, ein hülfloses Gespenst haben sie mit dem geheiligten Namen der Vernunft eingeweihet. Sie haben diesen eingebildeten Hausgötzen angebetet, und als er ihnen seine Hülfe versagte, nach der Gewohnheit der alten Götzendiener, sein Heiligthum niedergerissen, und die taube Gottheit mit Schimpf und Verachtung gezüchtiget.

Wer die wahre Vernunft kennt, und in ihren Wegen wandelt, kann weder an dem Nutzen noch an der Fülle des Vergnügens zweifeln, das sich aus ihrer Quelle ergießt. Die einsamen metaphysischen Betrachtungen mögen dem Eigendünkel einiger Gelehrten noch so unfruchtbar, noch so unnütz scheinen; sie können unmöglich die Sprache der Ueberzeugung reden, oder ihr Herz ist eben so verkehrt, als ihre Denkungsart.

Ich habe den vermessenen Ausspruch jenes Franzosen (*) nie ohne Erstaunen, oder vielmehr nie ohne eine Art von Mitleiden lesen können, der die Beschäftigung eines **Reaumur**, wenn er ein Mittel erfindet die Tapeten von Motten zu reinigen, höher schätzt, als die Beschäftigung eines **Leibnitz**, der dem System der besten Welt nachdenkt, oder eines **Bernoulli**, der sich in algebraischen Rechnungen vertieft. Ist es nichts wichtiges, die entlegensten Grössen und Kräfte der Natur auszumessen, unsere Seele zu bessern, und unser Daseyn gleichsam eine Stufe höher zu setzen? Woran liegt dem Menschen mehr? wenn sein

(*) Pluche.

sein kindischer Schmuck, wenn seine Teppiche von Würmern zerfressen werden, oder wenn sein Schöpfer unvernünftig handelt, wenn Frevler die Gottheit mit Recht tadeln?

Wäre die Bemuhung der sogenannten Goldmacher auch nicht vergebens; erfänden sie auch wirklich das Geheimniß jedes gemeine Erzt in Gold zu veredeln; so würde der Stolz noch immer lächerlich seyn, mit welchem sie die Erfindung dieses Geheimnisses den Zweck der Weltweisheit, und die würdigste Beschäftigung aller Weisen nennen. Warum erröthen denn die Gelehrten unsrer Zeit nicht, einen Wirthschaftskundigen, der den Weitzen rein zu halten lehrt, für den einzigen wahren Weltweisen auszurufen, und sobald eine solche Dorfjunkererfindung öffentlich erscheinet, die Losung zu geben, als wäre die Weisheit bey uns eingekehrt? Geschiehet es aus Nachsicht für die eigennützige Welt? O! So haben die Gelehrten niemals niederträchtiger geschmeichelt als ietzt.

So lange es dem Menschen an Mitteln fehlte, in der Gesellschaft anständig und wohl zu leben; waren die Weisen mit Lobeserhebungen zu beloh-

 nen,

nen, die sich so weit herunter liessen, das Volk seine Nahrung und geziemende Kleidung zubereiten zu lehren. Nunmehr haben wir zum weltlichen Wohlleben Mittel genug, und fast zu viel. Der äussere Mensch ist mehr als versorgt. Wir können uns der Mittel bedienen, die in allen Jahrhunderten sind erfunden worden. Die Natur bleibt immer eben dieselbe. Allein der innere Mensch wird nie genug bebauet. In jedem Jahrhunderte betreten andre Menschen die Scene des Lebens. Sie müssen alle an ihrer Besserung arbeiten, unermüdet arbeiten. Sie müssen alle sich mit würdigen Gedanken beschäftigen, und die marternden Zweifel aus ihrer Brust verbannen. Dieses Bedürftniß ist dringender, edler und unserer Hoheit weit anständiger, als die Begierde nach Ueppigkeit. Wenn es wahr ist, daß das Wohlleben in der Gemüthsruhe besteht, so ist die Betrachtung der Warheit ein weiteres Feld zum Wohlleben, eine reichere Quelle der Glückseligkeit, als alle häußliche Mittel, die die Menschen ersinnen, ihren Zustand besser zu machen.

Diese

Diese Gedanken sind nicht blos die Früchte eines grüblenden Nachsinnens, daran das Herz keinen Theil nimmt. Nein! Ich rede aus Empfindung, ich rede aus lebendiger Ueberzeugung.

Befrage unsern Freund, den brittischen Eudox (*); der dir dieses Schreiben überreichet. Er weis es, wie nahe ich einst dem völligen Verderben gewesen. Mein Fuß verlohr sich von dem seligen Pfade der Warheit. Mich quälten, wie höllische Furien, grausame Zweifel an der Vorsehung, ja, dir kann ich es ohne Scheu gestehen, an dem Daseyn Gottes und an der Seeligkeit der Tugend. Jetzt war ich im Begriffe allen schnöden Begierden den Ziegel schiessen zu lassen. Jetzt stund ich in Gefahr, wie ein Betrunkener in den unseligen Abgrund zu taumeln, darinn die Sclaven des Lasters stündlich tiefer gleiten. Heran, Verächter der wahren Weltweisheit! Heran, seichte Denker! die ihr eine jede tiefsinnige Betrachtung für Unsinn haltet; rettet eine Seele aus dem Rachen des Verderbens. Bietet alle euere

(*) Seiner patriotischen Gesinnungen halber nannte man ihn vorzüglich so.

euere Seelenkräfte auf! Rathet! Was war zu thun? Sollte ich die aufsteigenden Zweifel in ihrer Geburt ersticken? Wodurch? durch den Glauben? Ich elender! Ich versuchte es, allein kann das Herz glauben, wenn die Seele zweifelt?

Die ihre Brust mit Sorglosigkeit bewafnet haben, sind vielleicht wider die Anfälle der Vernunft hinlänglich bewahrt, und können ihr Herz zu einer dummen Unterwürfigkeit zwingen. Stund es aber bey mir, mich so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, so sclavisch zu machen? Denn welche Sclaverey ist härter als diese, wenn das Herz die Vernunft in Fesseln führet?

Ihr verstummet? Die alles entscheidende Geschwätzigkeit ist auf einmal dahin. Euere Scheingründe haben sich wie Dünste in der Luft zertheilet, und ihr überlasset mich meinem Jammer? Dank sey jenen getreuen Wegweiser, die mich zur wahren Erkenntniß und zur Tugend zurück geführet haben. Euch Locke und **Wolf**! Dir unsterblicher Leibnitz! stifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen. Ohne euere Hülfe wäre

ich

ich auf ewig verlohren. Euch selbst habe ich nie gekannt, allein euere unvergängliche Schriften, die von der grossen Welt ungelesen bleiben, und die ich in einsamen Stunden um Hülfe angefleht, haben mich auf den sichern Weg zur wahren Weltweisheit, zur Erkentniß meiner selbst und meines Ursprungs geleitet. Sie haben die heiligen Warheiten in meine Seele gegraben, auf die sich meine Glückseligkeit gründet; sie haben mich erbauet.

Wie erstaunte unser brittische Eudox, als er nach einer jährigen Abwesenheit solche grosse Veränderungen in meinem Herzen wahrnahm, und wie scherzte er über den seltnen Entschluß, den ich damals gefaßt hatte, die Gefilde meines Vaterlandes zu verlassen, um die deutschen Schulen der Weltweisheit zu besuchen. Er nannte meine Bekehrung die Verwandlung eines Freygeistes in einen Schwärmer. Allein endlich gefiel ihm meine Schwärmerey; er merkte mit vieler Achtsamkeit auf die Geschichte meines Herzens, und entschloß sich so gar eine Zeitlang mein Reisegefährte zu seyn.

In der That, was ist geschickter das menschliche Herz zu lenken, als die Ueberzeugung von

diesen Warheiten? In meiner Seele liegt eine Neigung zur Vollkommenheit, die ich mit allen denkenden Wesen, die ich gewissermassen mit Gott gemein habe. Wenn wir alle uns selbst, und die Gegenstände unsres Vergnügens recht kenneten; so würde jedes Wahl mit der göttlichen übereinkommen; so würde die Wahl aller vernünftigen Wesen eben denselben Gegenstand treffen. Und ich soll blindlings wählen? Ich soll mir Gegenstände erlesen, ohne mich zu fragen; sind sie auch deiner Neigung zur Vollkommenheit gemäß? Stimmen sie mit dem wahren Bedürfnisse eines vernünftigen Wesens überein? Wie? wenn sie nur den Anschein einer Vollkommenheit hätten, und schmäuchlerischen Höflingen gliechen, die unter dem falschen Schein der Freundschaft auf das Verderben eines unerfahrnen Prinzen lauern?

In mir liegt ein unwiderstehbarer Trieb zur Vollkommenheit, ein sehnliches Bestreben nach Begriffen, die in einander gegründet sind, und dieses Bedürftniß meiner Seele soll seiner grossen Bestimmung uneingedenk, zum Dienste schändlicher Begierden meinem Wesen eingepflanzet seyn?

seyn? Ich soll mich von der Urquelle aller Vollkommenheit von Gott entfernen, und seinem Wohlgefallen zuwider, auf meinen blöden Eigendünkel bauen?

Wer ist so verkehrt, den diese Bewegungsgründe nicht wie ein Wetterstrahl rühren? Und wie sehr muß sich das Innerste eines Ruchlosen bewegen, wenn er Gewalt genung über sich hat, diese Betrachtungen in Erwegung zu ziehen!

Hier hast du einen Vorschmack, theuerster Euphranor, von dem Nutzen, von dem seeligen Vergnügen, das das Nachsinnen über unsre Empfindungen gewähren kann. Freylich nur für diejenige, deren Herz Antheil an ihren Betrachtungen nimmt, die nur denken, um zwischen Herz und Vernunft eine ewige Eintracht zu stiften. Kleine Geister, die sich der Weltweisheit nicht um ihrer selbst, sondern eines feilen Gewinnes halber widmen, können unmöglich in ihr diese göttliche Beruhigung finden; und von ihnen nur rühren die unseligen Klagen über die Unnützlichkeit der metaphysischen Grübeleyen her.

Bisher habe ich nur das reine Vergnügen, nur die Lust erwogen, die in unsrer Seele über das anschauende Erkenntniß einer Vollkommenheit entsteht. Die fleischliche Wollust, die Wallung des Geblüts, die Bewegung der Gliedmassen, die alles Vergnügen hienieden begleiten, habe ich von seiner Seite getrennt. So wie ich dir das **Vergnügen** vor Augen gelegt habe, ist es nur dem Grade nach von dem **Wollen** unterschieden. Auch der Wille setzt ein Gut, eine Beförderung unsrer Vollkommenheit zum Grunde, ohne welche unsre Wahl ewig unbestimmt bleibt. Nur in der Heftigkeit des Verlangens ist der Gegenstand des Vergnügens von dem Gegenstande des Willens unterschieden.

Die wesentlichen Stücke, die von beyden unzertrennlich sind, bestehen

In der Betrachtung des Gegenstandes, seiner mannigfaltigen Theile, und ihrer Verknüpfung.

Der Betrachtung folget das **Urtheil, dieser Gegenstand ist gut.**

Diesem

Diesem Urtheile folget das Verlangen, oder das zweyte Urtheil: **Ich will diese Vorstellung lieber haben als nicht haben.**

Alle diese Begriffe liegen in dem Augenblicke, da wir uns entschliessen, in unsrer Seele. Ein wenig Achtsamkeit wird sie dich darinn empfinden lehren. Befrage deine Gedanken in einsamen Stunden. Sie bleiben uns selten die Antwort schuldig, wenn nur das Getümmel der Weltgeschäfte uns nicht verhindert ihre Stimme zu vernehmen.

Siebender Brief.

Theocles an Euphranor.

Tadler der Vorsehung. Ihre letzte Zuflucht zu einem Einwurfe wider die Verknüpfung der Dinge. Wird entkräftet; aus der Idendität der Dinge. Aus ihren Kräften. Aus dem Vermögen unsrer Seele. Aus dem Begriffe einer ganzen Welt.

Ist unser ganzes **Leben** nichts als **Vorstellen** und **Wollen**; so müssen die Menschen in jedem Augenblick stillschweigend folgenden Vernunftschuß machen:

Wir sehnen uns nach dem, was gut ist.

Dieser Gegenstand ist gut;

Daher müssen wir uns nach ihm sehnen.

In dem Obersatze kommen Thor und Weiser, Tugendhafte und Ruchlose, Gott und Menschen überein. Er ist in der Natur eines jeden denkenden Wesens gegründet, und kann von dem Verstocktesten nicht in Zweifel gezogen werden.

Nur in dem Untersatze sind sie unendlich verschieden. So wie die Grade des Erkenntnisses, so wie die Einschränkungen der Vorstellungskraft abwech-

abwechseln; so gehen die Urtheile über die Güte eines Gegenstandes von einander ab.

Gott selbst, habe ich gesagt, kann nur an dem Gefallen haben, was gut, was vollkommen ist. So weit hat sich die Blindheit selten gewagt, diese Warheit in Zweifel zu ziehen. Allein hat man auch die Folgen dieser grossen Warheit allezeit in ihrem völligen Umfange begriffen?

Das allervollkommenste Wesen muß an solchen Begebenheiten Gefallen haben, die in einander gegründet sind, aus denen die weiseste Ordnung hervorleuchtet. Wenn man diesen Grundsatz begreift, Euphranor! so ist die Vorsehung gerechtfertiget; so sind die Blödsinnigen beschämt, die sich immer noch die bittersten Klagen wider die Einrichtung in dieser Welt erlauben. Nach langen hartnäckigten Gefechten hat man endlich in so weit triumphirt, daß die vernünftigsten Tadler der Vorsehung, die Möglichkeit wohl einsehen, daß diese Welt, so unvollkommen sie auch scheinet, dennoch die allervollkommenste Verknüpfung zufälliger Dinge seyn könne; daß vielleicht nicht die geringste Verbesserung

darinn vorgenommen, nicht das kleinste Uebel aus der Verknüpfung gerissen werden könnte, ohne nach dem Laufe der Natur in dem Ganzen weit grössere Uebel anzurichten. Allein die weise Verknüpfung selbst ist für sie ein Stein des Anstosses. „Grausamer Schöpfer! rufen sie aus. Die Verkündigung deiner Weisheit war die Quelle unsres Elends. Du hast in der Welt unzähliche Uebel eingeflochten, und warum? Blos um die schöne Ordnung nicht zu brechen, blos um das Werk deiner Weisheit, die Verknüpfung der Dinge nicht zu zerstöhren?„ — Wir wollen einen von diesen Unbesonnen sich erklären lassen:

Ich gestehe es, kann er sagen; die Wesen haben nimmermehr schlechterdinges vollkommen geschaffen werden können. Ja ich räume endlich ein, daß, wenn eine Verknüpfung der Dinge hat seyn müssen, vielleicht die allerbeste wirklich geworden ist. Allein wozu diese Verknüpfung? Hat es bey Gott gestanden, (und man gesteht, daß es in seiner Macht gestanden), warum hat er nicht ein jedes Uebel in der Welt durch

durch ein Wunderwerk gehoben? Es wären unzählige andere Uebel daraus erfolgt? Auch diesen hätte er durch Wunderwerke zuvor kommen sollen. Es wären grössere Güter aussengeblieben? Wunderwerke hätten sie hervorbringen können. Was vermag eine Allmacht nicht? Die Welt hätte aufgehört ein Spiegel der göttlichen Weisheit zu seyn? Elende Ausflucht! Was liegt daran? Die Geschöpfe wären glückselig gewesen, und, o Unbegreiflicher! blos aus Güte sollst du sie zum Daseyn gerufen haben.

Allein gesetzt, würde ich ihm antworten, du hättest ein Recht von der Allmacht alles mögliche zu fordern, bedenkest du auch, wie deine Forderung ins Werk zu richten sey? Alle Uebel, die vernünftigen Geschöpfen aufstossen können, bestehen in der Vorstellung einer Unvollkommenheit. (e) So hätte Gott alle Vorstellungen von Unvollkommenheiten durch Wunderwerke heben sollen?

„Allerdinges.

Und wenn aus dem Zustande meines Körpers in der Welt (denn nach ihm richten sich alle meine Gedanken) erfolget, daß ich mir in diesem Augenblicke eine Unvollkommenheit vorstellen werde; so soll mich die göttliche Allmacht plötzlich in einen seligern Zustand versetzen?

„Ich sehe nichts ungereimtes hierinn.

Dieser veränderte Zustand hätte in meinem jetzigen nicht gegründet seyn dürfen?

„Worzu dieses?

Setze deinen Forderungen kein Ziel. Um dem Schöpfer alle Mittel zur Rechtfertigung zu benehmen; so verlange Wunderwerke auf Wunderwerken, eine Welt voller Wunderwerke, die kein Plan, kein Zusammenhang verbindet, die aber, wie du glaubest, zur besten Absicht übereinstimmen. Sage z. B. er hätte mit jedem Augenblicke die zerbrächliche Beschaffenheit meines Körpers, und den unvollkommenen Zustand meiner Seele durch ein Wunderwerk verbessern sollen. Wo du es bey einigen wenigen Wunderwerken bewenden lässest, so gilt die Ausflucht immer noch; Sie **würden nach dem Laufe der Na-**

tur

tur erstaunliche Unordnungen nach sich gezogen haben.

„Worzu ein Lauf der Natur? Nicht ein ein-
„ziger Zustand mag in dem gegründet seyn,
„der vor ihm hergegangen.

O! so sage vielmehr, Gott soll mit jedem Augenblick Seele und Körper tödten, und anders erschaffen. Erwege es wohl, deine Forderung zielt handgreiflich auf diese Ungereimtheit hinaus. So lange die Veränderung eines Dinges mit einander verknüpft sind, kann es sich unter tausend verschiedenen Gestalten zeigen, und immer noch eben dasselbe bleiben. Dasselbe Insect wird in verschiedenen Verwandelungen ein Wurm, eine Puppe, und ein Käfer; dieselbe Pflanze war Saamen, wird ein Keimlein und schießt zum Baume auf.

Warum? In jedem Zustande lag die Grundbildung der werdenden Gestalt Im Wurme schon, ja im Eye selbst, war das Bild des künftigen Käfers, und im Saamen der bejahrte Baum verwickelt anzutreffen. Hebe die Verknüpfung dieser wandelbaren Gestalten auf; laß das Keimlein,

 das

das bestimmt war zum Sprößling heran zu wachsen, durch ein Wunderwerk plötzlich in einen Käfer verwandelt werden; die Allmacht vermag auch dieses. Höret nicht hier die Pflanze auf, und ein neues Wesen wird geschaffen? Und geschiehet dieses nicht, weil der Zustand der Pflanze mit dem Käfer in keiner Verbindung stehet?

Was ist deine Forderung anders? Um der Seele keine Unvollkommenheiten vorstellen zu lassen, soll Gott mit jedem Augenblicke neue Wesen erschaffen, und die vorigen zernichten? Denn zernichten würde er sie, wenn der Zustand, darein er sie versetzete, mit dem vorhergegangenen gar nicht verknüpft wäre.

Wenn mein Gegner seine Neigung zu widersprechen aufs höchste treibt, was kann er hierwider sagen? Vielleicht, daß es besser wäre die Wesen nur einen Augenblick glücklich leben, als zum Elende Jahrhunderte fortdauern zu lassen? Seichte Verdrehung! War dieses unser Streitpunkt? O nein! Alle Wesen wollte unser Widersacher fortdauern, und, durch Aufhebung der Verknüpfung in der Welt, glücklich fortdauern

lassen.

lassen. Ihre Zernichtung verlangen, ist eine andere Thorheit, deren Blösse man so oft und so glücklich aufgedeckt hat.

Noch mehr! Mit der allgemeinen Verknüpfung der Dinge hebt man zugleich die Kräfte aller Weken, hebt man die Wesen selbst auf. Eine zufällige Kraft, deren Einschränkungen nicht bestimmt sind, kann nichts wirken, und eine Kraft, die nichts wirken kann, die ist nicht. Wodurch aber sind die Kräfte in der Welt bestimmt, als durch den Zusammenhang der Dinge? Soll sie ein unmittelbarer göttlicher Wille determiniren? So müßte Gott alles verrichten; so könnten die Geschöpfe nichts wirken; und wo blieben ihre Kräfte? Worinn bestünden ihre Wesen? (f)

Ja alle Vermögen unsrer Seele müßten aufhören. Die Erinnerung, die Einsicht in die Zukunft, und das Vermögen zu schliessen, worauf stützen diese sich mehr als auf die Verbindung unsrer Begriffe, der vorhergegangenen mit den gegenwärtigen, und dieser mit den zukünftigen. Hebt man die Verbindung auf, wie können jene bestehen?

So grosse Zerrüttungen, wenn nur ein einziges denkendes Wesen wirklich wäre! Sollen mehr als eines vorhanden seyn; so wird die Verwirrung grösser. Ein jedes müßte sich eine andere Welt vorstellen. In diesem sichtbaren All, machen die Vorstellungen aller vernünftigen Wesen zusammen ein einziges Ganze, eine Welt, aus, weil sie in einander gegründet sind. In unsrer fabelhaften Voraussetzung aber, müßten eben so viel Welten seyn, als Vorstellungen. Mit jedem Augenblicke ändert sich die Scene. Für jede Seele wiederum eine neue Welt. — — — Nein! Gar keine Welt! Zerrüttung! Keine Wesen, keine Vorstellungen! Lauter Widersprüche!

Achter Brief.

Euphranor an Theocles.

Nicht alles Vergnügen gründet sich auf sinnliche oder verständliche Vollkommenheit. Es giebt auch sinnliche Lüste, die von allen Begriffen der Vollkommenheit weit entfernt sind. Es giebt auch Vergnügungen, die sich auf Unvollkommenheiten zu stützen scheinen.

Der Tag bricht an, der seit langer Zeit gänzlich deiner Freundschaft gewidmet war. Ich bin ihm zuvor gekommen. Hier sitze ich einsam in der Grotte, die du deinen Liebling nennest, und warte auf das erquickende Auge der Welt. Welch ein prächtiger Einzug! Mit welchem Glanze erscheinen die Vorboten der einziehenden Majestät! Und wie schön wechselt diese feuerige Gestalt mit dem ernsthaften Gesicht der braunen Nacht ab! Ich weis nicht, ob ein anderer als ein Jüngling vermögend sey, alle diese Schönheiten zu fühlen. Wenn meine Gespielen wüßten, was für eine Lust sich hier von allen Seiten auf ein jugendlich Herz ergießt; wie wenig Gefallen würden sie an den Kriegesübungen finden, die heute jenseits der Stadt vorgenommen werden,

und um deren Willen sie mich der Einsamkeit überlassen. — — Doch ich danke es ihrer wallenden Neigung zum Kriegswesen, daß ich diesen Tag meinem Theocles, daß ich ihn mir selbst schenken kann.

Die wenige Stunden, die mir die Gesellschaft täglich Raum läßt, verschwinden allzu unmerklich. Es wird Zeit erfordert, ehe ich mich in mir selbst versammeln, und zu der Ueberlegung und Stille des Gemüths vorbereiten kann, ohne welche man die Gedanken eines Theocles nicht in ihrem ganzen Bezirke übersiehet.

Man glaubt insgemein, die Einsamkeit sey nur für das reifere Alter, und der feurigen Jugend unanständig. Allein man irret sich, wenn man dieses glaubet. Die Empfindungen der Schönheit sind die Vorrechte der Jugend, und die Stille ist dem feinen Gefühle eben so zuträglich als der Betrachtung. Die dieses falsche Gerücht ausgestreuet, müssen sich in unedlen Empfindungen versenkt haben; Empfindungen, die die Menschheit entehren. Diese können ihre Ursachen haben, die Selbstbeschauung in welche uns

die Stille einwiegt, zu fliehen, und sich in das Gedränge zu vertiefen. Sie müssen durch den Lärm die Stimme überschreyen lassen, die sie vielleicht zu spät, zu edleren Vergnügungen zurück ruft. Allein welches Alter ist von solchen Schandflecken frey? Nur unter Jünglinge mischt sich diese Brut am liebsten, weil die wenigsten Menschen das äusserliche einer wilden Freude, von dem Aeusserlichen einer jugendlichen Munterkeit zu unterscheiden wissen.

Ich hatte mich geirrt, Theocles! als ich die Betrachtung über die Entstehung des Vergnügens für die Stöhrerin unsrer Freuden hielt. Wie sehr haben mich deine Briefe von dem Gegentheil überzeugt. Ich würde deinen Gründen vielleicht weniger getrauet haben, allein die Erfahrung kam ihnen zu Hülfe. Ich fühle die Schönheiten dieser prächtigen Gegend gedoppelt; jede Aussicht lächelt mir mit gedoppelter Holdseligkeit entgegen, seitdem mich deine Betrachtungen auf die Spur des rechtschaffenen Vergnügens geführt haben.

Zwar, wenn ich mich dort im Angesicht der freyen Natur in Rasen strecke, um die Wollust

von allen Seiten her auf mich ströhmen zu lassen; so scheinet sich kein deutlicher Begrif mit meinem betäubten Gefühle zu vertragen. Die Menge der Vorstellungen berauscht meine Sinne, und mein ganzes Leben ist in diesem Augenblicke nichts als Empfindung. Allein der blosse Anblick der Natur, vermag nicht immer diese feuerige Empfindungen hervorzubringen. Alsdenn muß die Betrachtung seine Stelle vertreten, und mir die Rückkehr dieser wollüstigen Augenblicke verschaffen, die ich mit keinem Throne vertauschen möchte.

Wenn du aber den Grund alles Vergnügens entweder in Vollkommenheit oder in Schönheit zu finden glaubst; so verzeihe, Theocles! daß ich dir nicht Beyfall geben kann.

Du magst es Eitelkeit oder Stolz nennen, Theocles! So oft von Empfindungen die Rede ist, muß die Jugend zu Rathe gezogen werden. Das reifere Alter kann durch männliche Ernsthaftigkeit, durch beständiges Nachsinnen, durch eine vorgefaßte Schulmeinung in seinem Geschmacke verwöhnt seyn. Bey uns ist das Gefühl, die

Gabe

Gabe des Himmels, unverfälscht. Trauest du keiner fremden Empfindung; so rufe die Jahre deiner eigenen Jugend zurück; was dir damals gefiel, muß ohnstreitig ein wahrer Gegenstand des Vergnügens gewesen seyn.

Rufe die Jahre deiner Jugend zurück! Wenn du damals den Wein im Glase blinken sahest, wenn der holde Blick einer Schönheit deine Aufmerksamkeit auf sich zog; so sehntest du dich, nicht selten, nach beider Genuß. Ohnstreitig sahest du den Genuß für ein Gut an. Allein mit welchem Grunde? In dieser Wollust liegen weder Mannigfaltigkeit der Begriffe, noch Verhältnisse, noch auch Beziehungen auf den gemeinschaftlichen Endzweck; weder Beschäftigung, noch Leichtigkeit in der Beschäftigung. Wir scherzten über jenen Weltweisen, der auch bey den sinnlichen Ergötzlichkeiten, Mannigfaltigkeit und Einheit der Begriffe finden wollte. Bey dem Schmause sollen die freundschaftlichen Unterredungen, und bey dem Genusse der Liebe, ich weiß nicht welche moralische Schönheiten, der Grund unsres Vergnügens seyn.

Und dennoch leugnet Theocles nicht, daß er sich zu Zeiten nach diesen Ergötzungen sehnte. So muß ganz gewiß die Erinnerung des Vergnügens, das dir Liebe und Wein zu einer andern Zeit gewährt, die Ursache seyn, warum du ihren Genuß itzt für ein Gut, für eine Vollkommenheit hältst. Ist aber dieses; so zerfällt dein ganzes Gebäude. Denn sagtest du nicht, die sinnliche, oder verständliche Vollkommenheit eines Dinges sey der Grund, warum wir an seiner Vorstellung Vergnügen fänden? — Diese Beyspiele erweisen das Gegentheil. Das Vergnügen, welches uns gewisse Gegenstände gewähren, ist der Grund, warum wir sie vollkommen nennen. (g)

Jedoch auch dieses kann nicht in allen Fällen gelten. Glaube mir, Freund! Der Mensch ist in seinen Ergötzlichkeiten so eigensinnig, daß ihm das nicht selten vergnügt, was ihm Traurigkeit erwecken sollte. Ja so gar in dem Augenblicke selbst, da es ihm Traurigkeit erweckt.

Jene felsigte Klippe, die dort hoch über dem vorbeyrauschenden Fluß hinwegragt, hat einen grausen Anblick. Die schwindelnde Höhe, die

täuschen-

täuschende Furcht zu fallen, und der Einsturz, den ihre herüberhangende Stücke zu drohen scheinen, nöthigten uns öfters den verwirrten Blick von ihr abzuwenden. Allein, nach einer kleinen Erholung, lenkten wir unsre Augen wieder auf diesen furchtbaren Gegenstand. Der grause Anblick gefällt. Woher dieses seltne Wohlgefallen?

Die Natur ist schön, antworten einige ihrer Anbeter; selbst ihre kleinen Unordnungen, ihre anscheinenden Häßlichkeiten, vermehren ihren Reitz. Welcher Einfall! Kaum würde man diese Schmeicheley einem verliebten Jünglinge verzeihen, der sie seiner Schönen vorsagte.

Warum haben mich meine Gespielen heute verlassen? Warum irren sie dort zwischen Waffen und Helden herum? Die nachgeahmten Rüstungen zum Streit, die Anordnungen zu blutigen Schlachten, das Gedrenge, der Aufruhr und die Arbeit durch die Glieder erwecket ihnen Lust. Sollte ihnen die Erinnerung unserer Thorheit, ja was sage ich? unsres blutdürstigen Wahnwitzes, nicht vielmehr Schauer erwecken?

Du selbst, Theocles! Wie oft hat dich das Gemählde ergözt, das in dem Cabinette meines Vaters, nicht weit vom Eingange, pranget? Es ist ein Schiff, das lange genug mit Sturm und Wellen gekämpft, und endlich untergehet. Noch versucht das arbeitsame Schifsvolk seine lezten Kräfte. Sie stehen vom weissen Schaume der Wellen bedeckt, und frischen sich einander zur Arbeit an. Aber umsonst! Izt führt der Sturm eine hochgethürmte Welle auf sie los, die ihnen den gewissen Tod bringt. Sie sehen es, erblassen, und die vergeblichen Ruder sinken aus ihren matten Händen. Und dieser Anblick gefiel dir, Theocles? Du nanntest ihn schön? — Es ist wahr, du bewunderst die Meisterhand, welche die Natur so geschickt nachzuahmen wußte. Allein war dieses alles? Gestehe es, Theocles! Du würdest dich weniger ergözt haben, wenn die Gefahr nicht auf das höchste abgebildet worden wäre. Es ist nicht mehr die schöne Natur; nein! die furchtbare, die schreckliche Natur. Und du findest Wohlgefallen an ihr? Sollte dich das traurige Andenken nicht entsetzen, daß die Menschen solchen Un-

glücks-

glücksfällen unterworfen sind? Wie reimt sich dieses mit deiner Theorie?

Erwege es wohl, Theocles! Gesetzt, wir erinnerten uns mit jedem Augenblicke, daß unsre Furcht ein künstlicher Betrug sey; so kann diese tröstliche Erinnerung zwar unsern Schmerz lindern, aber der Gegenstand selbst kann deswegen keine Lust gewähren. Wir bleiben, dieses Trostes ohngeachtet, bey der Vorstellung eines Trauerspiels immer noch wehmüthig, immer noch betrübt, und diese Betrübniß, diese Wehmuth hat für uns unaussprechliche Reitze. Der munterste Jüngling legt seine Freudigkeit ab, und krönt den Dichter, der die boshafte Geschicklichkeit besitzt, ihm Thränen auszulocken.

Neunter Brief.

Euphranor an Theocles.

Ungegründete Beschwerden wider die Vorsehung. Selbstmord, kann einen jeden in Versuchung führen. Die Religion kann uns nicht dazu bewegen. Gründe eines Engelländers für dessen Zuläßigkeit. Gründe von der Schaubühne entlehnt.

Hat es wirklich, wie du sagst, (*) Blödsinnige gegeben, die an der Einrichtung in dieser Welt vieles zu tadeln gefunden? Und war es ihnen möglich, für diese Ausschweifung so hartnäckig zu streiten? Nein Theocles! Ihr Herz konnte nie von dem frechen Tadel überzeugt seyn, den sie im Munde trugen. Denn gesetzt, sie fühlten das, worüber sie sich beschwehren; gesetzt, sie waren wirklich mit allem Unglücke beladen, ihr Körper war siech, und ihre Seele von tausend Martern gedrückt; warum würden sie selbst ihr Unglück verdoppelt, Traurigkeit mit Klagen, Sorgen mit Verzweifelung, und Schmerz mit nagenden Kummer verbunden haben? Konnten eingebildete Weise so thöricht handeln?

Wenn

(*) Siehe den 7ten Brief.

Wenn sie aber in den Tagen des Jammers eine Art von Beruhigung in ihren Wehklagen finden; wenn der Ausbruch in Beschwerden über ihren Schöpfer, nur einen Augenblick, ihre Seele von den gegenwärtigen Schmerzen abziehen und auf mürrische, aber minderquählende Gedanken leiten kann; so gönne man diesen Unglücklichen ihren Trost. Ihre Klagen sind laute Seufzer eines Geängstigten, die uns das Herz durchboren, ihm aber Linderung verschaffen; sind Beweise von der Güte des Schöpfers, dessen Rechte heilet, indem die Linke verwundet. — Allein iezt, da der Sturm vorüber ist, wollt ihr der Nachwelt eure Verwünschungen bekannt machen? Ihr wollet den Unsinn in Schriften verewigen, den ihr gleichsam in der Hitze des Fiebers ausgestossen? Warum? Was treibet euch an, euren glückträumenden Nebenmenschen ihr Unglück näher in die Augen zu rücken? — Ihr findet Vergnügen, (ich traue euch die löblichsten Absichten zu) wenn eure Nebenmenschen eben so denken wie ihr? — Vergnügen! So findet ihr das? O gestehet es! Die Men-

schen sind zur Lust geschaffen, nur ihr findet Lust in Klagen.

Doch haben sich nicht einige Unglückliche aus Verzweifelung selbst das Leben geraubt? Entsetzlicher Gedanke! Kaum würde ich ihn denken, wenn wir nicht so manche traurige Erfahrung davon hätten; Erfahrung von Leuten, die es mehr aus Ueberlegung als aus Raserey gethan zu haben scheinen. Wahr ists! In den wenigen Jahren, die ich auf Erden gelebt, habe ich die Möglichkeit dieser ausgelassenen Verzweifelung nie begreifen können. Ich habe den Tod unter tausend verschiedenen Gestalten betrachtet, aber niemals hat er sich mir als ein Ziel unsrer Wünsche dargestellt, dahin wir uns drengen sollten. Jedoch vielleicht habe ich diese Liebe zum Leben dem Temperamente zu verdanken. Ein jugendliches Blut, das ietzt in meinen Adern rollt, belebt mich unaufhörlich zur Munterkeit, und macht mir die Augenblicke kostbar, die mir mein Schöpfer hienieden bestimmt. Die Jugend gleicht einem aufgehenden Frühlingsmorgen. Alles ist belebt, ein reges Feuer dringt durch alle Wesen, und kein

Wachen-

Wachender senkt sich vorsetzlich in die Arme des Schlafs. Die arbeitende Natur ermuntert die Geschöpfe zu Leben und Beschäftigung. So bald aber die Nacht ihren finstern Schleier um unsern Horizont wälzt, und die geschäftige Hand der Natur vor unsern Augen verbirgt; so siehet man den größten Haufen sich nach der Hülfe des Schlafes sehnen. Das Bewußtseyn wird ihnen eine beschwehrliche Last. Sie wünschen, lieber eine Zeitlang nicht zu fühlen, daß sie sind, als das Leere zu empfinden, das sich von der Natur auf ihre Seele ausbreitet, oder noch unglücklicher, Kummer und Sorgen in ihrer Seele herumzuwälzen, die mit der einbrechenden Nacht in ihr erwachen.

Ich erschrecke, Theocles! Wenn mein Alter dem Abend dieser Unglücklichen gleichen sollte; wenn mit der Jugend meine gleichmüthige Munterkeit verschwände; wenn es möglich wäre, daß sich mit der Zeit Unmuth, Ueberdruß und Kummer in mein Leben einflechten könnte; ist die Folge gegründet, daß ich mich alsdenn nach dem Schlafe sehnen müßte? Was wird die Vernunft rathen, wenn mich das Temperament verläßt?

Und kann ich zweifeln, daß es mich verlassen wird? Ich, der ich gewiß heute nicht so brittisch gedacht haben würde, wenn sich nicht der Himmel plötzlich mit Wolken überzogen hätte. Nunmehr heitert sich die Gegend wieder auf; Fluhr und Wiesen gewinnen ihr lachendes Antlitz wieder, und ietzt lache ich selbst über meine unzeitige Schwermuth.

Wie wird sich Eudox freuen, wenn er diese Stelle lesen wird. Er, der jedem Jünglinge Glück wünscht, sobald sich ein Ansatz zur Schwermuth bey ihm einfindet. Dort wandelt er in der Laube auf und nieder. Wie munter! Sein gesetzter Sinn muß so wetterläunisch nicht seyn, denn der trübe Himmel scheinet ihn noch eher aufgeheitert zu haben. Ohne ihn zu unterbrechen, fahre ich in meinen schwehrmüthigen Gedanken fort.

Es haben einige Weltweise der Religion aufbürden wollen, sie gebe uns Gründe an die Hand, den Selbstmord zu rechtfertigen. Der Kampf mit unsrer Selbsterhaltung, sagen sie, wird leichter, wenn wir einer Zukunft von lauter Glückse-

ligkeiten

ligkeiten entgegen sehen. Ist diese Beschuldigung nicht ungereimt?

Nur die lebhafteste Ueberzeugung von den Warheiten der Religion, und von unserer eigenen Unschuld kann die Erwartung zukünftiger Glückseligkeiten vergewissern. Wie kann aber diese Ueberzeugung mit der ausgelassensten Verzweifelung bestehen? Oder kann sich der Sieg versprechen, der im Kampfe unterliegt? Nach den Begriffen der Religion kann uns nichts anders, als Geduld und Vertrauen auf Gott, den Weg zur Glückseligkeit bahnen. Sollen diesen irrdische Unglücksfälle mehr erschüttern als die Kinder der Welt, dem die Religion Ruhe und Besänftigung eingeflößt hat?

Lindamour, der jüngst in einer Gesellschaft, die Ehre des philosophischen Selbstmörders **Blount** retten wollte; suchte die Unsträflichkeit dieser wilden That, unabhängig von der Religion zu erhärten. Seine eigensinnige Gedanken schienen mir so ungewöhnlich, daß ich alle seine Ausdrücke behalten zu haben glaube.

 „Wenn

„Wenn das Daseyn eines Gequälten, sagte „er, mit so viel Schrecknissen verbunden ist, daß „er nie eine Rückkehr in die grosse Welt, nie eine „Aussöhnung mit ihren schimmernden Gütern „hoffen kann; so verdient die Vernichtung seiner „selbst weder in der Natur sträflich, noch ein Ein- „griff in die göttlichen Rechte genannt zu werden. „Die Erhaltung unsrer selbst ist kein so allgemei- „nes Gesetz als uns einige verzagte Weltweisen „einbilden wollen. Sie ist vielmehr eine Folge, „aus einem weit ursprünglicherm Gesetze, das der „Schöpfer mit unserm denkenden Selbst ver- „knüpft hat, aus **der Bestrebung nach dem „Guten.** So lange wir uns mit der Welt ver- „tragen, so lange wir uns Ruhe und Zufrieden- „heit von ihr versprechen können; so zielen diese „beide Bedürftnisse nach einem einzigen Endzwe- „cke. Die Erhaltung unsrer selbst erlangt ihre „Thätigkeit, und kann ohne Irthum, für die „einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen „genommen werden. Wenn wir aber keinen Blick „in unser zukünftiges Daseyn ohne Entsetzen thun „können; wenn uns jeder Augenblick mit Ueber- „druß,

„druß, Selbsthaß und innerlichem Aufruhr dro„het; so entstehet ein Streit zwischen diesen bei„den Bedürfnissen, und der Trieb zur Selbster„haltung unterliegt. Jenes ursprünglichere Ge„setz, die Bestrebung nach dem Guten, und seine „unzertrennliche Gefährtin, die Vermeidung eines „grössern Uebels, behaupten allein und eigen„mächtig ihre Rechte, dringen auf die Abkürzung „unsres Leidens, auf die Befreyung aus einem „elenden Gefängnisse, auf die Flucht aus der „überlästigen Welt.

„Gesetzt, wir wären zu keiner zukünftigen „Herrlichkeit bestimmt; gesetzt unser Daseyn ende „sich mit dem gegenwärtigen Leben. Was ge„winnt man dadurch wider den Selbsthaß? — „Der Tod, sagt man, ist eine gänzliche Zer„nichtung, er ist unter allen möglichen Ue„beln das größte, und muß nothwendig in „der Vergleichung verliehren. O nein, das „größte Uebel, daß wir nicht fühlen, kann unserm „denkenden Selbst erwünschter seyn, als ein Zu„stand des Bewußtseyns, darinn das Uebel das

„wenige

„wenige Gute überwiegt. Ein Algebraist würde „das Gute in seinem Leben mit positiven, das „Uebel mit negativen Grössen, und den Tod „mit dem Zero vergleichen. Wenn in der Ver„mischung von Gut und Uebel nach gegenseitiger „Berechnung eine positive Grösse übrig bleibt; so „ist der Zustand erwünschter als der Tod. Heben „sie sich einander auf; so ist er dem Zero gleich. „Bleibt eine negative Grösse; was weigert man „sich ihr das Zero vorzuziehen?

„Die Stimme der Freundschaft, des Va„terlandes und der ganzen Gesellschaft, ru„fen ihn in das Leben zurück. O! was kön„nen Freunde, was kann das Vaterland, was „kann die ganze menschliche Gesellschaft, von „einem Elenden erwarten, der, so lang er lebt, „sich in seinen Kummer vergraben, und keinen „Theil mehr an der Gesellschaft nehmen wird? „Er hat seine Rolle ausgespielt; er ist ein abge„storbenes Glied, das man vom Ganzen trennen „muß. Beklaget ihn, ihr Freunde! Aber dan„ket ihm zugleich, daß er euch den Verdruß er-

„spart,

„ſpart, einen Freund zu umarmen, der nur zum „Schmerze noch ein Gefühl hatte.

„**Doch er wagt einen Eingrif in die gött„lichen Rechte. Er iſt ein Knecht ſeines „Schöpfers und kann ihm ſeinen Gehorſam „nicht entziehen.** Wodurch hat ſich Gott die„ſes herrſchaftliche Recht über ihn erworben? Er „hat ihm das Daſeyn geſchenkt? Eben dieſes über„läſtigen Geſchenkes ſucht er ſich zu entledigen. „Und wo iſt die Ueberzeugung, daß dieſe Hand„lung dem göttlichen Willen zuwider ſey?

„Wir halten es alle für erlaubt, uns ein „Glied abnehmen zu laſſen, das nach der Aus„ſage der Aerzte, Zeit unſres Lebens eine Quelle „von unſäglichen Schmerzen ſeyn wird. Nennt „ihr dieſes einen Eingrif in die göttlichen Rechte? „Gewiß nicht! Denn Gott hat uns die Freyheit „verliehen, alles Ungemach von uns abzuwenden, „und die Beraubung eines Gliedes dem beſtändi„gen Gefühle ſeiner Verſtümmelung vorzuziehen. „Iſt aber dieſes Glied nicht eben ſo wohl ein Theil

„des

„des Menschen, als der Mensch ein Theil des „Ganzen?“

Er wollte fortfahren; allein es war Zeit, daß sich die Gesellschaft trennete. Wir sahen uns einander ernsthaft an, leerten unsre Gläser, und gingen stillschweigend von einander.

Ich bitte dich, Theocles! Erwege die Gründe dieses englischen Weltweisen, und prüfe sie nach deiner Theorie der Empfindungen. Wie sehr wirst du deinen Freund verpflichten, wenn du ihm deine Gedanken über diese knotigte Materie eröfnen wirst. Ich gestehe es. Ich kann mich aus dieser Verwickelung nicht loswinden. Auf der einen Seite scheinet Lindamour nicht durchgehends Recht zu haben, auf der andern hingegen der Selbstmord nicht so sehr wider die Natur des Menschen zu streiten, als man glaubt. Wie würde er, um des Himmels willen, auf der Schaubühne Thränen aus den Augen der Zuschauer locken können, wenn er in allen ersinnlichen Umständen lasterhaft, in allen möglichen Fällen abscheulich wäre? Ein Bubenstück kann

Wider-

Widerwillen, Abscheu und Entsetzen erwecken, aber kein Mitleid, keine gesellige Regung, keine angenehme schmerzende Empfindung, die nur das Vorrecht der leidenden Tugend ist.

Orosman und **Mellefont** würden wenig Antheil an unserm Mitleid haben, das Zayre und Sara allein zu verdienen scheinen. Jene haben sich zum Theil unsern Unwillen zugezogen. Ihre Unart scheinet das Unglück angerichtet zu haben, das wir in der Person ihrer Geliebten beweinen. Allein jetzt fühlt ihr zerknirschtes Herz die Martern tausendfach, die uns nur leichte Thränen kosten; jetzt sehen sie mit versteinerten Blicken auf die geliebte Leiche. Sie brechen in eine verzweifelungsvolle Reue aus, und stossen den Dolch in ihre beklemte Brust. Sie sind dahin! Den Augenblick verschwindet aller Unwille über ihre Unbesonnenheit. Ein wehmüthiges Mitleid überrascht uns plötzlich, und wir zerfliessen in Thränen. Woher diese seltne Veränderung? Nichts als ein gelegentlicher Selbstmord hat den zweydeutigen Charakter dieser Personen in ihr gehöri-

ges Licht gesetzt, und das Siegel auf ihre Güte gedrückt. Unsere Verwünschung hat sich in Wohlwollen, unser Gram in Gewogenheit, und unser Unwille in Mitleiden verwandelt. Kann dieses ein Bubenstück? Vermag dieses eine Handlung, die dem menschlichen Geschlechte immerdar ein Greuel ist?

Zehenter

Zehenter Brief.

Theocles an Euphranor.

Die Quelle des Vergnügens ist sowohl in der Seele, als im Körper anzutreffen. Diese verschiedene Wesen müssen etwas gemein haben, daraus diese gemeinschaftliche Wirkung entspringt. Die sinnlichen Lüste gewähren unsrer Seele eine dunkele Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers. Alles Vergnügen gründet sich auf die Vorstellung einer sinnlichen oder verständlichen Vollkommenheit.

Du bist mir gelegentlich zuvor gekommen, Freund! Eben war ich im Begriffe meine Gedanken auf die sinnliche Lust zu lenken, um den verwirrten Knoten zu entwickeln, den die meisten Weltweisen entweder zerschnitten, oder gar unberührt gelassen haben.

Die unsere Seele für den einzigen Vorwurf alles Vergnügens ausgegeben; haben die sinnlichen Lüste aus der dunkeln Vorstellung einer Vollkommenheit entstehen lassen. Allein die sinnliche Lüste haben größtentheils mehr Gewalt über die Seele, als die verständlichen Vergnügungen. Woher dieses? Warum sind die dunkelen Vorstellungen thätiger als die deutlichen? Und wer sollte

nicht das Gegentheil vermuthen? Endlich dieses zugegeben, giebt es nicht sinnliche Lüste, die sich gar mit keiner Vorstellung einer Vollkommenheit vertragen? Diesen Einwurf hat, Euphranor, so nachdrücklich vorgebracht, (*) daß es nicht nöthig ist, ihn ferner zu erhärten.

Die der entgegengesetzten Meynung zugethan gewesen, fanden noch grössere Schwierigkeiten. Mit ihnen zu reden, liegt der Vorwurf alles Vergnügens in den Körper, in der Trunkenheit der Sinne, in einer gewissen Bewegung und Reizung der Nerven, die ihre Thätigkeit beschäftigen, ohne sie zu ermüden. Allein kann man es läugnen? Liegt kein Vergnügen in der verständlichen Vorstellung einer Vollkommenheit? in der Erkenntniß Gottes? in der Erkenntniß aller Wahrheit? und in der Erfüllung unsrer Pflichten? Ist der Geist unabhängig von dem Körper keines Vergnügens fähig? Wäre dieses, so fiele alles **Wollen**, alles Sehnen nach dem Guten, unsre **Selbstbestimmungen**, ja die ursprüngliche Kraft unsres denkenden Wesens hinweg. Was bliebe alsdenn von uns übrig?

(*) Siehe den achten Brief.

Es haben einige aus diesen entgegengesetzten Meynungen eine dritte zusammensetzen, und den Vorwurf unsres Vergnügens in beyden, in Seele und Körper zugleich suchen wollen. Allein, sollen verschiedene Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen; so müssen sie nothwendig dasjenige gemein haben, woraus diese Wirkung entspringt. Was haben Seele und Körper gemein, daß beyde Ursachen des Vergnügens seyn können?

Folgende Betrachtung, Euphranor wird dich auf die Spur der Warheit leiten.

Die Zergliederer des menschlichen Körpers haben dich gelehrt, daß die nervigten Gefässe sich in tausend labyrinthischen Gängen so zart durchkreuzen, daß in dem ganzen Baue alles mit einem, und eines mit allem verknüpft ist. Die Grade der Spannung theilen sich von Nerve zu Nerve harmonisch mit, und niemals geschiehet eine Veränderung in einem Theile, die nicht gewissermassen einen Einfluß in das Ganze hat. Diese harmonische Spannung nennen die Kunstverständigen den **Ton.**

Wird nun ein Glied, wird ein Theil des menschlichen Körpers von einem sinnlichen Gegenstand sanft gereitzt; so pflanzt sich die Wirkung davon bis auf die entferntesten Gliedmassen fort. Alle Gefässe ordnen sich in die heilsame Spannung, in den harmonischen Ton, der die Thätigkeit des menschlichen Körpers befördert, und seiner Fortdauer zuträglich ist. Nach dem Genusse einer mäßigen Wollust, gehet das Spiel aller Lebensbewegungen freyer und lebhafter von statten; die heilsame Ausdünstung, der Thau des menschlichen Körpers, wallt ungehindert fort, und wirket in diesem Augenblicke, nach dem Zeugnisse des **Sanctorius**, die größten Wunder. Ein unläugbares Zeugniß, daß nach dem Genusse einer sinnlichen Wollust der Körper sich wohl befinde, und der harmonische Ton in ihm hergestellt sey.

Alle diese Wirkungen erfolgen aus einem wundervollen mechanischen Triebe, bevor sich noch der denkende Theil des Menschen in das Spiel mischt.

Hieran ist kein Zweifel. Der Genuß der Liebe und des Weins, ein kühlendes Lüftchen in der

schwülen

schwülen Sommerhitze, eine gelinde Wärme, wenn deine Glieder erstarrt sind, wirken diese nicht unmittelbar auf die Nerven? Bedürfen sie der Hülfe deiner Gedanken, die Ausdünstung zu befördern, die Lebensgeister in Bewegung zu setzen, und die Gliedmassen thätig zu erhalten?

Rufe nunmehr die Zuschauerin deiner körperlichen Handlungen, rufe die Seele herbey. Wie wird sie sich verhalten? Sie wird einen behäglichern Zustand ihres treuen Gatten, ihres Körpers, gewahr werden; einen Zustand, der ihm eine längere Fortdauer, eine thätigere und wirksamere Realität zu versprechen scheint; aber sie wird die erstaunenswürdigen Vermischungen der Gefässe, und ihre verschiedene Spannungen, nimmermehr deutlich, nimmermehr aufgeklärt übersehen können. Sie wird eine Verbesserung, einen Uebergang zu einer Vollkommenheit innerlich fühlen; aber die Art, wie diese Verbesserung entstanden, nur dunkel begreifen. Nimm dieses alles zusammen: sie wird eine **undeutliche aber lebhafte Vorstellung von der Vollkommenheit ihres Körpers** erlangen; Grundes genug, nach un-

ſrer Theorie den Urſprung eines Vergnügens zu erklären. (h)

Doch wie? Wenn alles ſinnliche Vergnügen mit dem Begriffe einer Vollkommenheit verknüpft iſt; „ſo werden alle fleiſchliche Lüſte löblich ſeyn? So „wird der tugendhaft handeln, der ſich ihren Rei„zungen ohne Wahl und Unterſchied überläßt?“

Keinesweges! Nur darinn kommen alle ſinnliche Wollüſte überein, daß der gegenwärtige Augenblick ihres Genuſſes mit dem Gefühle einer verbeſſerten Leibesbeſchaffenheit verknüpft iſt. Allein die Folgen davon können ſchrecklich ſeyn. Manche ſchnöde Wolluſt kann nach dem ſüſſen Genuſſe, die Gebeine ihrer Anbeter zernagen, und alle Lebensgeiſter verzehren. So können gewiſſe Gifte den Gaumen mit einiger Süßigkeit ſchmeicheln, und dennoch den Tod nach ſich ziehen.

Dieſes iſt der Wahn des Wollüſtlings; er hört nicht die ernſthaftwarnende Stimme der Zukunft. Die Gegenwart iſt eine Sirene, die ihn mit ihren tödtlichen Süßigkeiten einſchläfert. Sie verſteckt ihr grauſames Gefolge auf einen Augenblick gleichſam hinter die Scene, das aber dennoch,

bald

bald oder spät, ganz gewiß erscheinen, und seine fürchterliche Rolle spielen wird. Der Mensch handelt weise, der sich mit den Waffen der Vernunft wider diese Verführerin rüstet, und ihr alsdenn nur trauet, wenn ihr keine Zukunft widerspricht.

Der Henker unsres Lebens, der sinnliche Schmerz hat keine andere Schrecknisse als das gegenwärtige Bild einer Unvollkommenheit in dem Körper. Wenn nervigte Theile, die natürlicher Weise vereiniget seyn sollten, aus ihrer Verknüpfung gerissen oder so heftig gespannt werden, daß sie eine Zerreissung drohen; (i) so erstrecken sich die traurigen Wirkungen davon auf das ganze organische Gebäude. Der Ton wird verändert, es äussert sich eine Mißstimmung in allen Sennadern; die Lebensbewegungen sind entweder träge oder im vollen Aufruhr. Die Nerven verkündigen diese Unordnung unverzüglich dem Gehirne. Was kann die Seele in diesem Augenblick anders wahrnehmen, als das dunkele Gefühl einer Unvollkommenheit, die ihrem Körper den Untergang drohet? (k)

Eilfter Brief.

Theocles an Euphranor.

Dreyfache Quelle des Vergnügens. Die Tonkunst gewährt uns alle Arten desselben. Alle Sinne haben ihre Harmonien. Mängel an den von den Neuern erfundenen Farbenclavieren. Flüchtiger Gedanke, wie sie verbessert werden könnten.

Wir sind endlich so weit, daß wir eine dreyfache Quelle des Vergnügens entdeckt, und ihre verwirrte Grenzen auseinander gesetzt haben. Das Einerley im Mannigfaltigen oder die Schönheit, (*) die Einhelligkeit des Mannigfaltigen, oder die verständliche Vollkommenheit, (**) und endlich der verbesserte Zustand unserer Leibesbeschaffenheit, (***) oder die sinnliche Lust. Alle schönen Künste holen aus diesem Heiligthume das Labsal, womit sie die nach Vergnügen dürstende Seele erfrischen. Wie muß uns die Muse erquicken, die aus verschiedenen Quellen mit vollem Maaße schöpft, und in einer angenehmen Mischung über uns ausgießt? Gött-

liche

(*) Siehe den fünften Brief.
(**) Eben daselbst.
(***) Siehe den zehnten Brief.

liche Tonkunst! Du bist die einzige, die uns mit allen Arten von Vergnügen überraschet! Welche süsse Verwirrung von Vollkommenheit, sinnlicher Lust und Schönheit! Die Nachahmungen der menschlichen Leidenschaften; die künstliche Verbindung zwischen den widersinnigsten Uebellauten: Quellen der Vollkommenheit! Die leichten Verhältnisse in den Schwingungen: eine Quelle der Schönheit! Die mit allen Saiten harmonische Spannung der nervigten Gefässe: eine Quelle der sinnlichen Lust! (1) Alle diese Ergötzlichkeiten bieten sich schwesterlich die Hand und bewerben sich wetteifrend um unsere Gunst. Wundert man sich nun noch über die Zauberkraft der Harmonie? Kann es uns befremden, daß ihre Annehmlichkeiten mit so mächtigem Reitze in die Gemüther würken, daß sie rauhe und ungesittete Menschen bezähmt, rasende besänftiget, und traurige zur Freude belebt?

So viel, ja weit mehrere Ergötzlichkeiten sind euch, murrende Sterbliche! vom Himmel beschieden. Es liegt nur an euch, so könnet ihr euere Wohnung hienieden zu einem Paradiese,

und ein jedes unschädliche Gefühl zu einem Vergnügen machen.

Zweifele nicht, Euphranor! Für jeden Sinn ist eine Art von Harmonie bestimmt, die vielleicht mit nicht weniger Entzückung verknüpft ist, als die Harmonie der Töne. Die Anlage dazu liegt in unserm Gefühle. Es hat nur noch an glücklichen Köpfen gefehlt, die durch ihre Vertraulichkeit mit den Geheimnissen der Natur diese neuen Wege zur Glückseligkeit ausgekundschaft, und die mit Blumen verstreuete Spuren wargenommen hätten.

Vielleicht werden sich unsere Enkel dieser seligen Entdeckung zu erfreuen haben. Der Geruch und der eigentlich so genannte Geschmack, sind für uns Jetztlebende nichts als Quellen der sinnlichen Lust. Nur ein dunkeles Gefühl einer verbesserten Leibesbeschaffenheit macht sie zu Gegenständen des Vergnügens. Wir nehmen in ihren mannigfachen Vermischungen weder Schönheit, noch Vollkommenheit wahr. Wer will aber die Wahrscheinlichkeit leugnen, daß diese Begriffe in

ihnen

ihnen liegen? Oder die Möglichkeit, daß sie unsere Nachkommenschaft darinn finden wird?

Die Augen haben, unter allen sinnlichen Gliedmassen die ältesten und gerechtesten Ansprüche auf unsere Erkenntnis so wohl, als auf unsere Glückseligkeit. Ein blinder muß weit seligere Güter der Natur entbehren, als ein Taubgebohrner. Die Augen fühlen deutlicher, schärfer, und in einer grössern Entlegenheit, als das Ohr. Und wer sollte es vermuthen? Kaum hat man in dem letzten Jahrhunderte angefangen, auf die Spur einer Harmonie in den Farben zu kommen. Was man in der Mahlerey von der Farbenharmonie wußte, beruhete auf blossen Erfahrungen, und wurde auch von den eigenthümlichen Schönheiten der Malerey allzusehr verdunkelt. Dir, grosser **Newton**! hat das menschliche Geschlecht für diese Entdeckung verbunden seyn sollen, und so viele Jahrhunderte mußten dir auch diesen unsterblichen Ruhm vorbehalten.

Man ist aber noch so glücklich nicht gewesen diese Harmonie der Farben auf ihre wahre Stufe zu erheben, und zu der Mutter so vieler Ergötz-

lichkeiten

lichkeiten zu machen, als die Harmonie der Töne. Die Farbenclaviere scheinen mehr zu versprechen als sie in der That leisten. Ich räume ihnen die harmonische Vermischung und Abwechslung der Farben, die Quelle der sinnlichen Schönheit, ein. Auch die sinnliche Wollust, die Verbesserung unserer Leibesbeschaffenheit, kann ihnen schwehrlich streitig gemacht werden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die nervigten Theile des Auges und ihre harmonische Spannungen auf eben die Art von den Farben, wie die Gefässe des Gehörs, von den Tönen verändert werden. Allein die Quelle der Vollkommenheit, die Nachahmung der menschlichen Handlungen und Leidenschaften? Kann uns eine Farbenmelodie mit diesem Vergnügen seegnen? Die Leidenschaften werden natürlicherweise durch gewisse Töne ausgedruckt, daher können sie durch die Nachahmung der Töne in unser Gedächtniß zurück gebracht werden. Welche Leidenschaft aber hat die mindeste Verwandschaft mit einer Farbe?

Noch mehr; Farben können nicht ohne Räume und Räume nicht ohne Figuren vorgestellt

werden.

werden. Man muß sie also entweder alle auf eine einzige Figur spielen lassen, oder es müssen mit den verschiedenen Farben zugleich verschiedene Figuren abwechseln. Hat man aber eine Harmonie der Grössen schon gefunden? Weiß man den verschiedenen Figuren, die die abwechselnde Farben vorstellen, eine Einheit im Mannigfaltigen zu verschaffen? Geschiehet dieses nicht; so muß entweder die Disharmonie, oder das Einerley der Figuren nothwendig die Lust stöhren, mit welcher uns die, wenn ich so reden darf, wohllautende Farben zu erfreuen versprechen.

Sollte es aber nicht möglich seyn die Linie der Schönheit, oder des Reitzes, die in der Mahlerey tausendfaches Vergnügen gewehrt, mit der Harmonie der Farben zu verbinden?

Man kennt in Deutschland nunmehr die Wellenlinie die unser Hogarth (*) für die Mahler, als die ächte Schönheitslinie festgesetzt hat. Und den Reitz? Vielleicht würde man ihn nicht unrecht durch die Schönheit der wahren oder anscheinenden Bewegung erklären. Ein

Bey-

(*) In seiner Zergliederung der Schönheit.

Beyspiel der erstern sind die Minen und Geberden der Menschen, die durch die Schönheit in den Bewegungen reitzend werden; ein Beyspiel der letztern hingegen, die flammigten oder mit Hogarthen zu reden, die Schlangenlinien, die allezeit eine Bewegung nachzuahmen scheinen (m). Könnte man also nicht eine Vermischung von melodischen Farben in eine von diesen Linien dahin wallen lassen? Könnte man nicht, um dem Auge desto mehr zu gefallen, verschiedene Arten von wellenförmigten und flammigten Linien mit einander verbinden? (n)

Dieses ist ein flüchtiger Gedanke, den ich selbst nicht ins Werk zu richten weiß, und vielleicht ist es auch eine Unmöglichkeit ihn jemals auszuführen. In diesem Falle mag er mit jenen öconomischen Vorschägen in gleichem Paare gehen, die eben so wenig auszuführen sind, und dennoch so manches gelehrte Blat anfüllen.

Zwölfter

Zwölfter Brief.

Theocles an Euphranor.

In der organischen Natur können alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft sind, wechselsweise eine aus der andern entstehen. Ursprung des angenehmen Affects. Der Körper ersetzt, durch die sinnliche Lust, den Abgang in Vergnügen, den er durch die Verdunkelung der Begriffe anrichtet. Vergnügen eines Meßkünstlers.

In dem wundervollen Baue des menschlichen Körpers sind Wirkungen und Ursachen so sehr in einander verschlungen, daß sie nicht selten ihre Bestimmungen vertauschen, jene vorhergehen, und diese aus ihnen entspringen. Untrügliche Erfahrungen haben die Artzeneyverständigen auf diese grosse Maxime der Natur geleitet, und daher in der Beurtheilung verwickelter Krankheiten behutsamer verfahren gelehrt. Zwey Gequälte können eben die Schmerzen fühlen, eben die Klagen führen, und die Quelle, daraus sich der Kelch der Leiden über sie ergossen, kann immer noch verschieden seyn. Was hier eine Folge ist, kann dort die Ursache der Marter gewesen seyn; denn auch die Krankheiten, auch

auch die Unordnungen in der organischen Natur, erfolgen nach gewissen allgemeinen Gesetzen, nach einer wechselsweisen Verknüpfung der Wirkungen und Ursachen, die auf den grossen Zweck der Schöpfung gemeinschaftlich abzielen.

Hat die Natur sich allenthalben dieses Gesetz zur Richtschnur vorgeschrieben; so scheinet sie bey der Verknüpfung des Gehirns, dieses Behälters von Leben und Empfindung mit allen übrigen Gliedmassen am wenigsten davon abgewichen zu seyn.

Unzählige Erfahrungen können für diese Warheit die Gewähr leisten.

Eine jede Zerrüttung in den nervigten Gefässen, wird von einer Unordnung im Gehirne begleitet, so wie die geringste Schwachheit im Gehirne, sich in dem ganzen sennaderigen Gewebe äussert.

Wenn eine Bewegung in den Gliedmassen, eine Vorstellung in dem Gehirne nach sich ziehet; so bemühet sich wechselsweise diese Vorstellung, wenn sie vorhergehet, wiederum jene Bewegung hervorzubringen.

Die

Die aufmerksame Betrachtung der Marter, damit jener Uebelthäter geplagt wird, kann in eben denselben Gliedmassen der Zuschauer gewisse Zückungen, gewisse Täuschungen ähnlicher Schmerzen hervorbringen, die ohnstreitig den Schmerzen jenes Gequälten nichts nachgeben würden, wenn die Vorstellung davon heftig genug wäre.

Im Traume, wenn die Empfindungen schlafen und die Einbildungen eigenmächtig regieren, siehet man auf Veranlassung dieser Einbildungen, alle die Bewegungen, oder wenigstens die Bemühungen zu den Bewegungen in den Gliedmassen entstehen, die nach dem ordentlichen Laufe der Empfindungen vorherzugehen, und die innere Vorstellungen zu verursachen pflegen.

Alle diese Beyspiele lehren dich, theuerster Jüngling! **daß von allen Begebenheiten in der organischen Natur, eine jede bald die Ursache, bald die Wirkung einer und eben derselben Veränderung seyn könne.**

Ist nun überdem wahr, daß eine jede sinnliche Wollust, ein jeder verbesserter Zustand unsrer Leibesbeschaffenheit, die Seele mit der sinnlichen

Vorstellung einer Vollkommenheit anfüllt; (*) so muß auch umgekehrt eine jede sinnliche Vorstellung einer Vollkommenheit, ein Wohlseyn des Körpers, eine Art von sinnlicher Wollust, nach sich ziehen.

Und so entstehet der angenehme Affect. Er äussert sich durch einerley Wirkungen mit der sinnlichen Wollust, nur in den Ursachen gehen sie von einander ab. Jene nimmt ihren Anfang in den Gliedmassen durch die Wirkung äusserlicher Gegenstände, und verbreitet sich von da auf das Gehirn. Diese hingegen entstehet in dem Gehirne selbst. Die Vorstellung einer geistigen Vollkommenheit, die Erinnerung einer genossenen sinnlichen Lust, und die Einbildung, die uns bey dieser Gelegenheit tausend andere angenehme Empfindungen in das Gedächtniß zurück führen, ordnen die Fasern des Gehirns in den gehörigen Ton, beschäftigen sie, ohne sie zu ermüden; das Gehirn theilt diese harmonische Spannung den Nerven der übrigen Gliedmassen mit; der Körper geräth in den Zustand der Behaglichkeit (**): der Mensch geräth in einen angenehmen Affect.

Daher

(*) Siehe den zehnten Brief.
(**) Eben daselbst.

Daher die Wallung des Geblüts! Daher die mannigfaltigen Bewegungen der Gliedmassen, die du (*) in dem Stande der Affeeten bemerkèt hast! Bewundere die Gütigkeit unsres allgemeinen Vaters, gegen seine undankbaren Söhne! Die Seele würde mit grösserer Entzückung beglückt seyn, wenn ihre Begriffe von der Vollkommenheit völlig deutlich wären. Allein sie konnten es nicht seyn. Die Weisheit, sagt Plato, mit der Nothwendigkeit vereinigt, haben die Welt geschaffen. Es mußte ein irrdisches Wesen mit der Seele vereinbaret seyn, das ihre Einsichten verdunkelt, und ihr dadurch einen Theil des Vergnügens raubt. Und siehe! das irrdische Wesen, der träge Körper selbst, ist eine neue Quelle der Lust. Bey einer jeden Vorstellung einer Vollkommenheit, begünstigt er uns mit dem Begriffe seines eigenen Wohlseyns, und ersetzt einigermassen den Unfug, den er in dem System unsrer Vergnügungen angerichtet hat.

Der tiefsinnige Mathematiker, der die verborgenste Wahrheiten ergrübelt, bessert seine

(*) Siehe den zweyten Brief.

Seele. Allein die Sinne nehmen an der Freude keinen Antheil, so lange er von Wahrheit auf Wahrheit mühsam fortschreitet. In dieser Folge seines Nachsinnens macht ein deutlicher Begrif dem andern Platz. Lauter Arbeit! Lauter mühsame Arbeit!

Wenn er aber die Kette der Schlüsse, die er durchgearbeitet, auf einmal überdenkt, wenn er überschlägt, wie die Wahrheiten in der besten Ordnung Glied an Glied geheftet sind, wie eine aus allen und alle aus einer fliessen; welche Fülle der sinnlichen Lust muß sich alsdenn aus seinem Gehirne auf den ganzen Körper ergiessen! Seine Vorstellung wird alsdenn aufhören deutlich zu seyn; er kann unmöglich die ganze Kette auf einmal in völliger Lauterkeit übersehen. Allein die erstaunliche Mannigfaltigkeit, die sich in der schönsten Ordnung ausnimmt, bewegt alle Fasern seines Gehirns in einer holdseligen Eintracht. Sie macht das Spiel aller Nerven rege: der Mathematiker schwimmt in Wollust.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

Theocles an Euphranor.

Lindamours Vertheidigung des Selbstmords wird geprüfet. Der Streitpunkt gehörig eingeschränkt; und bewiesen, daß die berüchtigsten Selbstmörder von desselben Entscheidung nichts hoffen können. Die Schaubühne hat ihre besondere Sittlichkeit. Der Selbstmord ist auf der Schaubühne, aber nicht im Leben sittlich gut.

Ich war eben auf jenem Hügel in meiner schwärmerischen Andacht, wie ihr sie zu nennen pflegt, begriffen, als ich unsern Eudox von ferne erblickte. O wie vergnügt haben wir den Abend zugebracht! und wie sehnlich haben wir dich in unsrer Gesellschaft gewünschet! **Lindamours** Gründe für den **Selbstmord** waren der Gegenstand, womit wir uns unterhielten, und wir stritten bis Mitternacht, ehe wir uns über diese verjährte **Streitfrage** einigermassen vergleichen konnten. Eudox verfocht, mit einer ihm gewöhnlichen Hitze, diese in unserm Vaterlande eingerissene Raserey. Sein brennender Eifer für die Ehre Engellands hat nicht selten einen Einfluß in seine Denkungsart. Er wünschte, der Wahr-

heit unbeschadet, ein Vorurtheil vertheidigen zu können, das in seinem Vaterlande gleichsam das Bürgerrecht erlangt. Ich that ihm allen möglichen Widerstand, und dieses sind die Gründe, deren ich mich wider ihn bediente.

Ist die Frage; ob man sich durch die Furcht einer schimpflichen Beerdigung vom Selbstmorde abschrecken, oder durch die Hofnung eines vergötternden Nachruhms dazu antreiben lassen soll; so antwortet die Vernunft: **Keines von beiden.** Diese Handlung mag von dem Rechtgläubigen, als eine Versetzung in eine andere Welt, oder von dem Ungläubigen als eine Zernichtung unsres Daseyns betrachtet werden; so hänget ihre innere Rechtschaffenheit doch in beyden Fällen nicht von der Art und Weise ab, wie man künftig meinem Leichname, oder dem leeren Schall meines Leumundes mitspielen wird. Ist die Handlung rechtschaffen; so mag der wilde Pöbel meinen Leichnam immer zu Staube treten. Ist sie es nicht? Welchen Reitz kann ich denn in dem lautesten Beyfall einer ganzen Nachwelt finden?

Der

Der sich um eines eitelen Nachruhms willen, das Leben raubt, begehet mit dem üppigsten Wollüstling einerley Thorheit, und der sich durch schimpfliche Ahndungen davon abschrecken läßt, gleicht jenem Blödsinnigen, der durch die Erinnerung, daß das kalte Wasser seiner gebrächlichen Leibesbeschaffenheit schaden könne, von dem festen Vorsatze sich zu ersäufen abgebracht wurde.

Jener, der sich um die innerliche Güte seiner Handlung nicht bekümmert, und blos dem Nachruhme, und wenn er ihn auch nicht verdiente, dieses grausame Opfer weihet, kann sich unmöglich mehr als den gegenwärtigen schmeichelhaften Genuß davon versprechen. Nach dem Tode muß er, wenn er gottlos ist, eine gänzliche Zernichtung, wo nicht, eine Verachtung alles irrdischen Ruhmes erwarten. Was spornt ihn also zu dieser entsetzlichen That an? Die augenblickliche Vorstellung: „**Ich werde vergöttert werden; tausend Zungen werden meinen Ruhm ausbreiten.**“ Ihm gilt also der gegenwärtige Genuß, der in einem Nu mit ihm verschwindet, mehr als tausend edlere Güter, die vielleicht in der

der Zukunft auf ihn gewartet haben. Einerley Schwachheit mit dem weichlichsten Wollüstlinge! (*)

Der eigentliche Streitpunkt muß also seyn: ist der Selbstmord erlaubt, und kann ihn ein Tugendhafter begehen?

Noch eine Einschränkung, die ich meinen patriotischgesinnten Landsleuten zu bedenken gebe.

Die Heftigkeit der Leidenschaft, die den zum Selbstmord entschlossenen foltert, kann uns einiges Mitleid über sein trauriges Schicksal abnöthigen, aber der Zuläßigkeit seiner Handlung kein Gewicht geben. Was soll die Last seiner begangenen Uebelthat von ihm abwälzen? „Die Lei„denschaft hat seine Vernunft überwältiget„? Was nennt man sonst Laster, als die Tyranney der Leidenschaften über die Vernunft? Soll also das Laster selbst zu seiner eigenen Entschuldigung dienen? So wäre ein Mord erlaubt, wenn er in der jählingen Hitze eines aufgebrachten Zorns geschiehet, und Phädrens sträfliche Liebe müßte auf-

(*) Siehe den zehnten Brief.

aufhören lasterhaft zu seyn, weil sie von der heftigsten Leidenschaft verzehrt ward.

Die nunmehr näher eingeschränkte Streitfrage ist also diese: „Kann die **Vernunft** je den „Menschen den Selbstmord **anrathen**?

Soll ihn die Vernunft anrathen; so muß uns eine kalte Ueberlegung versichern, daß alle Güter dieser Erde für uns auf ewig verlohren seyn werden; so muß es wenigstens höchst wahrscheinlich seyn, daß weder Vernunft noch Zeit vermögend seyn werden, einen quählenden Eindruck zu überwältigen. Wir müßen den schwarzen Dunst, der aus dem Schlamme der Leidenschaft aufsteigt, zerstreuet, und die Gegenstände lauter und ungebrochen betrachtet haben. Und dennoch soll uns das Leben eckeln? Dennoch sollen wir mehr Trübsal als Gutes vor Augen sehen? Welcher von allen Selbstmördern war in solchen Umständen? Oder welcher unselige Serbliche wird je in solchen Drangsalen seufzen?

Du siehest, edler Jüngling! Ich bin gegen die Verfechter des Selbstmordes freygebig gewesen. Das Unvermögen ihrer Ueberlegung, einen

schmerzhaften Gedanken zu unterdrücken, habe ich, wenn sie dessen aufs künftige versichert sind, gutwillig für eine Entschuldigung gelten lassen. Wie vieles wird ein strengerer Sittenlehrer noch hierwider einzuwenden haben!

Allein dieses zugegeben; so bleibt der Fall, den der Streitpunkt, nach unsern Begriffen voraussetzt, fast unmöglich. Blount, der in der Hofnung seiner Liebe betrogen ward; Sidney, den der Dichter befürchten läßt, durch Untreu seine Geliebte getödtet zu haben; Mellefont, der wirklich durch seine Unart dazu Anlaß gegeben haben soll, können von der Entscheidung dieser Streitfrage keine Gründe zu ihrer Entschuldigung hoffen.

Wenn du je geliebt hast, Euphranor! so versetze dich ganz in das Elend dieser Verzweifelten. Empfinde alle Schmach des betrogenen Liebhabers, die Reue des Treulosen, und die schreckliche Greuel des Verführers in ihrem weitesten Umfange. Noch mehr! Laß sie alle in entsetzlicher Vermischung über ein einziges Haupt ausgegossen seyn. Wie nun? Bleibt dem Elenden kein an-

derer Trost als Gift und Dolch? Wenn der Verstockte auch gegenwärtig seine Brust wider alle Trostgründe verschließt, wenn die Vernunft, die Freundschaft, die ganze Natur, die Gottheit selbst itzt tauben Ohren prediget; wird die Zeit nicht den heilsamen Staub der Vergessenheit über seine Wunde streuen? Wird die Zukunft ihn nicht ganz umbilden, und in eine Sphäre von ruhigen Empfindungen setzen, in welcher er den gegenwärtigen Sturm von ferne betrachten wird? Gesetzt, er läugnet die Vorsehung, er läugnet die Güte Gottes, die alles, Euphranor, fürwahr! alles zu unserm Besten lenkt; hat er so elende Begriffe von der Natur unserer Empfindungen, daß er glaubt, der Donner würde unaufhörlich in seinen Ohren rauschen, der itzt über seinem Haupte rollet? Und hiervon soll ihn die Vernunft überzeugen? O nein! die Leidenschaft, die schwärzeste Leidenschaft hat sein Gesicht umnebelt. Und wenn er noch so kaltsinnig, den Dolch in der Hand, seinen Entschluß zu überlegen scheinet; so laß dich den Schein nicht triegen. Es ist die wilde halsstarrige Gemüthsstille der Engländer, der Gipfel

aller

aller Wuth, der die Vernunft noch weiter von ihnen verbannet, als das Toben der ausgelassensten Leidenschaft; denn diese brauset öfter in Worten aus, ohne bis zur entsetzlichen That empor zu schäumen.

Du irrest, edler Jünglig! wenn du glaubst, der Selbstmord drücke das Siegel auf die moralische Güte eines Charakters. Nicht auf die moralische Güte überhaupt. Die Schaubühne hat ihre eigene Sittlichkeit. Im Leben ist nichts sittlich gut, das nicht in unsrer Vollkommenheit gegründet ist; auf der Schaubühne hingegen, ist es alles, was in der heftigen Leidenschaft seinen Grund hat. Der Zweck des Trauerspiels ist Leidenschaft zu erregen, und das schwärzeste Laster, das zu diesem Endzwecke leitet, ist auf der Schaubühne willkommen. Daher ist auch der Selbstmord theatralisch gut. Die Nachreu eines **Orosmans**, die Gewissenswunden eines **Mellefonts**, würden ihre Brust nur schwach zu beklemmen scheinen, wenn sie uns nicht durch den allerentsetzlichsten Entschluß von dem Gegentheile überzeugeten.

Hierinn

Hierinn liegt ein grosses Kunststück der theatralischen Poesie. Der Dichter muß den Streit der wahren Sittlichkeit mit der theatralischen sorgfältig verstecken, wenn das Schauspiel gefallen soll. Man lasse den bedrengten Sir Sampson in dem Augenblicke, da sich seiner Tochter Entführer ersticht, ihm diese Worte zurufen: **Was thust du Bösewicht! Wilst du Laster durch Laster büßen?** Den Augenblick würde die theatralische Sittlichkeit nebst dem Endzwecke des Dichters verschwinden. Unser Mitleiden, das kaum rege zu werden anfing, würde sich, in dem Spiegel der wahren Sittlichkeit, den man uns vorhält, in Abscheu verwandeln.

Vier-

Vierzehnter Brief.

Theocles an Euphranor.

Lindamours Vergleichung der Empfindungen mit Grössen wird verworfen. Aus der Natur unsrer Seele wird erwiesen, daß der Selbstmord auch ohne Hülfe einer Offenbarung unzuläßig sey, wenn wir annehmen, daß unsre Seele mit dem Tode zernichtet wird.

Auch alsdenn, wenn sich der fast unmögliche Fall eräugen sollte, den der Streit voraussetzt, hat die Vernunft noch Gründe die Zuläßigkeit des Selbstmordes zu bestreiten. **Lindamour,** der (*) das **Nichtbewustseyn** oder die gänzliche Zernichtung mit dem Zero, und das Bewußtseyn einer Unvollkommenheit mit einer negativen Grösse verglichen, muß entweder dieses Gleichniß nur scherzweise vorgebracht haben, oder er hat sich den äusserlichen Schein einer Aehnlichkeit blenden lassen. Was ist eine negative Grösse? Ein Kunstwort, das die Mathematiker angenommen haben, eine wirkliche Grösse anzudeuten, um welche eine andere verringert werden muß.

Eine

(*) Siehe den neunten Brief.

Eine negative Grösse ist von der positiven in Ansehung der Quantität gar nicht, wohl aber in Ansehung der Operation unterschieden, die mit dieser Quantität vorgenommen werden soll. Jene soll abgezogen, diese hinzugethan, jene von einem Punkte an rückwärts, diese vorwärts genommen werden (o). Wenn also **Lindamour** sagt, die negative Grösse sey **weniger** als **Zero**; so muß er entweder gar nichts, oder dieses dabey denken: eine negative Grösse, zu einer wirklichen hinzugethan, oder deutlicher, eine ihr gleiche positive Grösse, von einer andern positiven abgezogen, läßt weniger übrig als wenn das Zero zu eben der Grösse hinzugethan wird. Läßt sich aber das mindeste hiervon in unserm Falle anbringen?

Der sich in elenden Tagen nach einem zeitlichen Schlafe sehnet, könnte sich vielleicht **Lindamours** Gleichniß zu Nutze machen. Er hoft zu seligern Tagen wiederum zu erwachen. Sein Daseyn wird sich ermuntern; die wirkliche Grösse, seine rückständige Vollkommenheit, wird vorhanden seyn, zu welcher die negative und das Zero hinzugethan werden müssen, wenn das Ueber-

bleibsel

bleibsel gehörig berechnet werden soll. Allein der Selbstmörder, der die Zernichtung (ich rede mit dem Ungläubigen, weil, nach deinem Geständnisse, seine Begriffe den Selbstmord am meisten beschönigen) der die Zernichtung seiner selbst, sage ich, einem unvollkommenen Zustande vorziehet, hebt die Grösse auf, darauf sich die Rechnung beziehet. Wozu soll die negative Grösse, wozu soll das Zero hinzugethan werden? Zu der Vollkommenheit seiner einzeln Person? Sie wird nicht mehr seyn. Zur Vollkommenheit des Ganzen? O die Verbindlichkeit gegen das Ganze war gewiß der Grund nicht, der ihn zum Selbstmord angetrieben!

Und wie könnte sie es seyn? Kann ein erschaffenes Wesen behaupten: „**Mein Daseyn gereicht dem Ganzen zu einer Unvollkommenheit?** Wodurch ist der Kurzsichtige zu dieser Erkenntniß von dem Besten des Ganzen gelangt?

Alle übrige Schlüsse dieses eifrigen Patrioten sind nicht weniger betrieglich. Nichts ist ungereimter, als eine Befugnis zum Selbstmorde, eine

eine sittliche Fähigkeit den Tod dem Leben vorzuziehen. Vorzug, Wahl, Freyheit, alle diese Begriffe verschwinden, so bald zwischen Seyn und Nichtseyn ein Ausspruch geschehen soll.

Ich will dir bey dieser Gelegenheit den ganzen Wortwechsel mittheilen, der zwischen dem Eudox und mir, über den erheblichsten von Lindamours Schlüssen, vorgefallen.

Gesetzt, sagte er, ich opferte dir Lindamours Gleichniß von positiven und negativen Grössen auf; so bleibt die Hauptsache immer noch unangetastet. Es ist kein Zweifel: „**Es kann Umstände geben, darinn „uns eine Zernichtung, ein Nichtbe„wußtseyn erwünschter ist, als das „Bewußtseyn von tausend Mängeln.**„ Was kann hierwider eingewendet werden?

Dieses, antwortete ich, daß der ganze Gedanke verschwindet, so bald man ihn zergliedert.

Der Beweis — — —

Ist sehr leicht. Antworte nur auf einige Fragen, die ich thun werde. „Glaubst du irgend, „daß die Seele, oder mit meinen Landsleuten zu

„reden, unser denkendes Selbst eine Wahl ohne „Grund, und gleichsam nur den Eigensinn ihrer „Freyheit zu zeigen, treffen könne?“

Gewiß nicht. Ohne Bewegungsgründe bleibt die Kraft unsrer Seele ewig unbestimmt. Wenn hingegen in der Sache selbst kein Grund liegt, so kann die geringschätzigste Kleinigkeit die Stelle eines wichtigen Grundes vertreten. (p)

Wohl! Es wird also alles, was wir wollen, gewissermassen **besser seyn**, wenigstens uns besser scheinen müssen, als das, was wir nicht wollen. Oder findest du irgend ein bestimmteres Wort diesen Begrif auszudrücken?

Wahrlich keines! Denn **besser seyn** und **lieber haben** beziehen sich auf einander. Ich **will** etwas **lieber**, als etwas anders, weil ich es für **besser** halte.

Auch der Tod, wenn wir ihn dem Leben vorziehen wollen, muß uns **besser** scheinen als dieses?

Allerdinges!

Was heißt aber **besser seyn**? Heißt es etwas anders als unser Gutes befördern, unsrer Voll-

kommen-

kommenheit zuträglich seyn? Denn **gut** ist alles, was zu unsrer Vollkommenheit etwas beyträgt.

Ich merke deine List, verschlagener Socrates! Du glaubst mich mit deinen verfänglichen Fragen schon ziemlich bestrickt zu haben. Wenn ich es hier bey einem einsilbigen Ja bewenden liesse; so würde gewiß die nächste Frage seyn: „Kann der Tod zu unsrer „Vollkommenheit etwas beytragen?„ Jedoch siehe! Ich entwische deinen Schlingen. Besser ist, was entweder unsre Vollkommenheit befördert, oder, (merke es wohl, Theocles!) uns von einer grössern Unvollkommenheit befreyet. Ich kann also sehr wohl sagen, der Tod — — —

Zu übereilt, Eudox! zu übereilt. Wir wollen unsere Begriffe, so weit wir können, zergliedern. Was ist Vollkommenheit? Hast du irgend wo eine Erklärung davon angetroffen?

Wie man in den Schulen lehrt; so ist sie die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen.

Gut! Diese Erklärung ist so fruchtbar als richtig. Allein **Uebereinstimmung des Man-**

nigfaltigen scheinet eine Zusammensetzung des Verschiedenen vorauszusetzen, und also möchte diese Erklärung mehr auf die Vollkommenheit der zusammengesetzten, als der einfachen Wesen passen. Es ist wahr; man trift bey einfachen Wesen immer noch verschiedene Vorstellungen, verschiedene Abänderungen an, die mit einander so wohl, als mit den Gegenständen, die sie abbilden, übereinstimmen, und je mehr sie übereinstimmen, desto vollkommener sind sie. Findest du aber keine Erklärung, die auf einfache Dinge etwa natürlicher angebracht werden könne?

Ich finde wahrlich keine.

So folge mir; ich will dich auf eine leiten. Ist die Seele nicht vollkommener, die sich mehr Sachen, eine Sache deutlicher, mit weniger Mühe vorstellen, und länger behalten kann, als eine andere?

Ohnstreitig!

Oder kurz, eine Seele ist vollkommener, wenn sie eine grössere Vorstellungskraft hat.

Ja, es scheinet also.

Die

Die Vollkommenheit der Seele besteht also in dem Grade ihrer Vorstellungskraft, oder, welches eben so viel, ihrer Wirklichkeit (Realität)? (q)

Unvergleichlich Theocles! Denn das Wesen der Seele besteht blos in ihrer Vorstellungskraft.

Was also die Grenzen unsrer Wirklichkeit, unsrer Vorstellungskraft erweitert, oder ihre nähere Einschränkung (ich habe deine Ausflucht begriffen, Eudox!) verhütet, das macht uns vollkommener.

Ja!

Das ist also auch besser, als etwas anders, das dieses nicht so wohl thut?

Richtig!

Auch umgekehrt. Was besser seyn soll als etwas anders, muß die Schranken unsrer Wirklichkeit, die Grenzen unsres Daseyns erweitern, oder eine nähere Einschränkung desselben verhüten. Denn nichts anders heißt Vollkommenheit befördern, und Unvollkommenheit abhalten.

Ich muß es freylich eingestehen.

O so habe ich gesiegt! Setze alle diese analytische Gleichungen, diese aufgelößte Begriffe, anstatt derjenigen, deren sich Lindamour bedienet. Wir können ein **Nichtbewußtseyn**, eine **Zernichtung** lieber haben wollen; oder, sie kann besser seyn; sie kann eine grössere **Unvollkommenheit** abhalten; sie kann die nähere Einschränkung unsrer Wirklichkeit mehr verhüten, als das **Bewußtseyn** unsrer Unvollkommenheit, oder als das Bewußtseyn eines geringeren Grades unsrer Wirklichkeit. Denn nichts anders war nach unsrer Erklärung eine Unvollkommenheit. Kann ein Vernünftiger so ausschweifend denken? **Unsere Zernichtung erweitert die Grenzen unseres Daseyns, oder verhütet seine nähere Einschränkung mehr, als ein geringer Grad unsres Daseyns.**

Es ist dir gelungen, Theocles! Ich bin nunmehr wirklich so weit, daß ich mich ergeben muß. Jedoch, vielleicht sind meine Waffen zu schwach, dir gehörigen Obstand zu thun; vielleicht würde sich Lindamour besser vertheidigt haben.

Wahr-

Wahrlich, Euphranor! Ich weis nicht, wie der Scharfsinnigste die Sache der Selbstmörder besser vertheidigen könnte. Er wäre immer auf ein gewisses besser seyn, erwünschter seyn, lieber haben hinausgekommen, das sich mit unsrer Zernichtung gar nicht verbinden läßt. Die Warheit stehet fest: **Das Gefühl eines geringern Grades der Wirklichkeit, befördert unsre Vollkommenheit unendlich mehr als die Zernichtung.** (r)

Funfzehenter Brief.

Theocles an Euphranor.

Naturalisten können durch die vorigen Schlüsse nicht vom Selbstmorde abgehalten werden. Andere Gründe, die Sträflichkeit des Selbstmordes auch nach diesem Lehrgebäude zu erhärten.

Kaum war heute die Sonne aufgegangen, als ich den brittischen Eudox mit einer unruhigen Mine in mein Zimmer treten sahe. Wie denn so früh, mein Freund? rief ich ihm entgegen. Theocles, erwiederte er, ein seltner Verdruß hat mir heute die Ruhe geraubt. O! das war in deinen Augen zu lesen, versetzte ich; allein worüber der Verdruß?

Ueber mich selbst. Ueber die Ungeschicklichkeit, mit welcher ich gestern den Selbstmord vertheidigte.

So erscheinest du heute vermuthlich mit mächtigern Waffen ausgerüstet.

Mit so mächtigen, daß ich dem stärksten Angriffe widerstehen zu können glaube. Nicht wahr? Du denkest alles gethan zu haben,

da

da du bewiesen, daß dem Rechtgläubigen die Religion, dem Ungläubigen hingegen sein eigenes System, das System der Zernichtung nach dem Tode, eine unüberwindliche Liebe zum Leben eingeben müsse?

Und war es denn hiermit noch nicht genug? Was war denn noch zu thun übrig?

Alles, liebster Freund! Es war noch alles zu thun übrig. Die der Selbstmord in Versuchung gebracht, scheinen mir einem dritten System zugethan gewesen zu seyn, wider welches alle deine Gründe nichts vermögen. Man könnte sie eine Mittelgattung zwischen Gläubigen und Ungläubigen nennen, die — — —

Eine Mittelgattung zwischen Gläubigen und Ungläubigen? Etwa wie die Seelen jenes Weltweisen eine Mittelgattung sind, zwischen einfachen und zusammengesetzten Wesen?

Scherze nicht, Theocles! Ich will mich näher erklären. Vielleicht haben sich Theoclese zu dieser Mittelgattung bekennt. Ich meine Weltweisen, über die keine geoffen-

 barte

barte Religion eine merkliche Gewalt hat; die also das Gebot nicht achten, welches ihnen ihr Kreutz, und sollten sie es auch abwerfen können, mit Freuden zu ertragen befielt. Diese halten alle Mittel ihren Zustand zu ändern für erlaubt, ja für löblich, wenn sie von der sich selbst überlassenen Vernunft gebilliget werden. Sie sind aber überdem allenthalben gefolgt, wohin sie die Weltweisheit geleitet. Auch über die Ufern dieses Lebens weit hinaus haben sie sich mit ihren Schlüssen gewagt, die Unsterblichkeit der Seele, und eine philosophische Art von Lohn und Strafe ausser Zweifel zu setzen. Diese betrachten den Tod nicht als eine Zernichtung ihres Daseyns: nein! als einen Uebergang in eine andere Art von Fortdauer, die mit ihrem jetzigen Leben nur abwechselt. Wenn sie sich tödten, so suchen sie nicht einen unvollkommenen Zustand mit einer Zernichtung zu vertauschen; sie suchen nur die gegenwärtige Hülle, so zu sagen, abzustreifen, den verdrießlichen

chen

chen Balg hinter sich zu lassen, und in einer neuen Verwandlung mit verklärter Schönheit hervorzubrechen. Sie sind ungewiß, ob der zukünftige Zustand besser seyn wird, als der, aus welchem sie sich reissen; allein sie werden dieser Verwandlung nicht entgehen, und einen Augenblick länger in dieser Welt zu seyn, ist nur für diejenige Gewinn, die mit dem Tode vernichtet zu werden sich fürchten. Diesen wahren Weltweisen hingegen gilt ein gewaltsamer Selbstmord so viel, als eine durch die Wärme beschleinigte Verwandlung eines Wurms. Was kann hierinn sträflich seyn? — Siehest du, Theocles! mit welcher undurchdrünglichen Schanze ich die Selbstmörder umgeben? Versuche deine mächtigsten Waffen, ob sie hier das mindeste zerrütten können!

Wohl Eudox! versetzte ich; ich will meine Kräfte versuchen. Ich werde aber, nach der Gewohnheit der Kriegeserfahrnen, für jede neue Art von Befestigung eine neue Art von Angrif

erfinden

erfinden müssen. Ich frage dich also, als den Sachwalter dieser Weltweisen, ob sie nicht für höchst wahrscheinlich halten, daß Zeit und Ueberlegung ihren ietzt nagenden Kummer unterdrucken, und heilsame Beruhigung in ihre verwundete Seele giessen werden?

Sie können es dafür halten. Allein das zukünftige Leben verspricht ihnen vielleicht diese Beruhigung mit mehrer Wahrscheinlichkeit.

Weiche hiervon nicht ab, Eudox! Die Zukunft muß ihnen dieses in jenem Leben mit mehrer Wahrscheinlichkeit versprechen. Denn wäre die Hofnung von beiden Seiten gleich, so hätte sie keinen Grund, den gegenwärtigen Zustand zu verlassen. Allein worauf stützt sich diese hofnungsvolle Erwartung?

Vor der Geburt lag der künftige Mensch in einem Embryo verwickelt; sein Zustand war ein beständiger Schlummer, darinn weder deutliche Vorstellungen noch Bewußtseyn anzutreffen gewesen. Als sich seine Gliedmassen entwickelten, wand sich auch die Seele von den Fesseln des Schlafes

Schlafes los und trat auf die Scene, mit Gedanken und Bewußtseyn ausgerüstet. Nach dem Tode verwesen alle Gliedmassen wieder. Die Masse zerstreuet sich, deren organischer Bau der Seele so wichtige Dienste geleistet. Sie selbst, die denkende Monas schränkt sich wiederum in den Bezirk eines Embryons ein. Was ist wahrscheinlicher, als daß sie alsdenn in ihren uralten Zustand zurück kehren, und wiederum in einen tiefen Schlaf versinken wird? Oder haben deine Weltweisen irgend eine Offenbarung, die sie eines bessern belehrt?

Nichts von Offenbarung! Sie trauen keiner.

Woher wissen sie also, daß die Einschränkung unsrer Denkungskraft sich mit dem Tode plötzlich ändern, und nicht mehr von dem Stande der mit ihr verknüpften Materie abhängen wird? Kanns nicht seyn, daß der Embryo, in welchem meine Seele verwickelt lieget, beständig unter der Gestalt der leblosen Materie von Pflanze zu Pflanze reisen, oder in den Adern eines Thieres herum schleichen wird, ohne jemals eine glückli-

chere Organisation anzunehmen, und zu deutlichen Empfindungen zu erwachen? Antworte, Eudox!

Wie? Unsere Seele sollte in einen ewigen Schlaf versenkt werden? Eitler Kummer! So würde der gütige Vater seine Kinder, die Geschöpfe, unvollkommener werden, und ewig unvollkommener bleiben lassen? So wäre die Stufe, darauf er sie eine Zeitlang erhebt, nichts besser als eine verblendende Schaubühne, die Leuten aus dem niedrigsten Pöbel die Krone aufsetzt, und den Augenblick darauf in ihr Nichts zurück stößt? Nein, Theocles! Wir bedürfen keiner Offenbahrung diese Wahrheit festzusetzen: „**Der gütige Schöpfer muß seine erschaffene Wesen von Stufe zu Stufe erheben, und wenn sie sinken, nur kurze Zeit sinken lassen.**

Hier habe ich dich erwartet, Eudox! Ihre Hofnung gründet sich also auf die Güte Gottes, und sie setzen sie über die Erwartung eines bessern Zustandes in diesem Leben, deren Wahrscheinlichkeit sich nicht blos auf die Güte Gottes, sondern auf

auf die Natur der Dinge und das Wesen ihrer Seele stützt. Denn aus der Natur der Dinge läßt sich begreifen, daß Zeit und Vernunft wahrscheinlicher Weise den Jammer lindern werden, darüber sie iezt winseln.

Setze nur noch folgendes hinzu; es kann in der beschleinigten Verwandelung immer noch eine grössere Wahrscheinlichkeit von einer Genesung liegen, als in der Erwartung natürlicher Hülfsmittel.

Wie aber, Eudox? Wenn ich bewiese, daß eine jede Wahrscheinlichkeit, die von der Natur der Dinge herstammt, einen wichtigern Bewegungsgrund abgeben müsse, unsere Handlungen zu bestimmen, als eine solche, die von der Güte Gottes hergeleitet wird? Der eiferigste Rechtgläubige kann hieran nicht zweifeln. Wenn wir uns berathschlagen, ob eine Unternehmung auszuführen sey, sollen wir nicht sagen: es wird uns wahrscheinlicher Weise nicht gelingen, unser Vorhaben auszuführen; allein Gott wird alles wunderbar fügen, weil Gott allgütig ist. Nein! die unergründliche Weisheit findet keinen Gefallen an

diesem

diesem blinden Vertrauen. Sie hat uns mit Vernunft und Erkenntniß begabt; wir sollen die Natur der Dinge zu Rathe ziehen, und in diesem Augenblicke den unmöglichen Fall voraussetzen, als wäre der Lauf der Dinge nothwendig, und von keinem weisen Beherrscher angeordnet. Was uns alsdenn am wahrscheinlichsten dünket, daß sollen wir erwarten, darnach sollen wir uns entschliessen, und alsdenn kann uns die Beruhigung auf die Güte Gottes Muth und Standhaftigkeit zur Ausführung mittheilen. Ist nun diese moraliche Maxime gegründet; so handeln diejenige nothwendig dawider, welche die Wahrscheinlichkeit, in diesem Leben glücklich zu werden, die sich auf die Natur und den Lauf der Dinge stützet, (ich verschweige, daß die Güte Gottes uns auch hier in der Hofnung bestärkt) einer andern Wahrscheinlichkeit hintenansetzen, die blos das Vertrauen auf die Güte Gottes zum Grunde hat.

Du sagtest, wir können die'er Verwandlung nicht entgehen, und verlöhren also nichts dabey, wenn wir sie beschleunigten. Dieses ist falsch, Eudox! Wer aus dem Lichte der Vernunft ein zukünf-

zukünftiges Leben annimmt, der muß eine Verbindung zwischen dem künftigen Zustande und dem jetzigen gelten lassen. Sein denkendes Ich soll fortdauern, soll in jenem Leben noch immer dasselbe Ich bleiben, das hier gedacht, gewollt, und sich seiner selbst bewußt gewesen; also müssen die abwechselnde Zustände, die jenes Leben mit diesem verbinden, in einander gegründet seyn. (*) Wer diese Welt anders verläßt, muß jene anders betreten. Ein Sterblicher also, welcher das Ende der ihm in dieser Welt beschiedenen Dauer nicht abwartet, stürzt sich in einen ganz andern künftigen Zustand, als der ist, in welchen er nach dem Laufe der Natur versetzt worden wäre. Eudox, wie vieles wagt der Unbesonnene! Der Streich hat einen Einfluß in seine ganze Unsterblichkeit. Alles wird merklich anders, als es für ihn bestimmt war. Und diese kühne Aenderung, diese grosse Revolution trift er blindlings?

Wer eine Staatsverfassung durch gewaltsame Verkehrungen ändert, ohne die gegründeste Ver-

(*) Siehe den siebenden Brief.

muthung, daß seine Verkehrung eine Verbesserung seyn werde, der ist ein Verbrecher, ein Feind der göttlichen und menschlichen Gesetze, der sich an Catastrophen ergötzt, ohne zu achten, was seine wilden Unternehmungen für einen Ausgang haben werden. Befindet sich aber der Selbstmörder, der eine vernunftmäßige Unsterblichkeit glaubt, nicht in den nehmlichen Umständen? Um dem gegenwärtigen Uebel zu entgehen, stürzt er sich blindlings in eine entsetzliche Revolution, ohne die geringste Hofnung vor sich zu sehen, daß er seinen Zustand dadurch verbessern würde. — „Wo ist die „Ueberzeugung, spricht er, daß diese That dem „göttlichen Willen zuwider sey?„ Wo ist die wahrscheinliche Vermuthung, frage ich im Gegentheil, daß sie den göttlichen Willen gemäß sey? Ohne diese wahrscheinliche Vermuthung muß kein vernünftiger Mann eine so wichtige Handlung unternehmen, und diese kann er in unserm Falle unmöglich haben. Wir können ausser der Offenbarung den göttlichen Willen nicht anders als aus den Kräften der Natur vermuthen. Was mit den Kräften, die er in die Natur gelegt hat, überein-

einstim-

einstimmet, das muß uns Statt eines Orakels dienen, bis ein ausdrucklicher Befehl, oder der Ausgang der Sache uns eines bessern belehrt. So lange also die Kräfte der Natur, und meines eigenen Körpers, zur Erhaltung dieser Maschine übereinstimmen, die mir Gott hienieden zur Gefährtin gegeben; so lange ist es ein Verbrechen, eine sträfliche Empörung, wenn ich mich diesen muthmaßlichen Absichten Gottes widersetze; wenn ich etwas anders will, als Gott mir itzt zu wollen scheinen muß. Will ich vernünftig, will ich gottseelig handeln; so muß ich meinen Willen, so muß ich alle meine Seelenkräfte mit den Kräften der Natur in die vollkommenste Harmonie zu bringen suchen; so muß ich meinen Leib so lange zu erhalten trachten, so lange mir seine Kräfte zu verkündigen scheinen, daß ihn Gott erhalten will, und es seiner unermeßlichen Güte anheim stellen, wie bald es ihr gefallen wird, mich in bessere Umstände zu versetzen.

Führe deine Weltweisen, Eudox! in jene feyerliche Versammlungen, wo Mußiggänger

die theure Zeit im Pharo verspielen. Der Weltweise kann die verworfenste Kleinigkeit zu seinem Nutzen anwenden. Je öfter ein Blat in eben derselben Mischung verlohren, desto mehr setzt ein erfahrner Spieler darauf. Seine Hofnung steigt mit jedem Verluste. Der würde thöricht handeln, der diese Hofnung verscherzen und eine neue Mischung fordern wollte. Eine fast ähnliche Beschaffenheit hat es mit unserm Falle. Auch alsdenn, wenn das Vertrauen auf die Güte Gottes bey Seite gesetzt wird, steigt mit jedem Unglücke, das uns in dieser Welt aufstößt, die Hofnung, daß es besser gehen werde. Die anders denken, sind mit dem abergläubischen Vorurtheile behaftet, nach welchem sich jene Spieler in einerley Kartenmischung nichts als Unglück prophezeyen, weil einige Versuche darinn mislungen sind. Kömmt das Vertrauen auf die Güte Gottes hinzu; so vermehrt sie die Hofnung, so wohl in diesem, als in einem zukünftigen Leben glückseeliger zu werden. Ja nach meiner unläugbaren Maxime, muß diese in der Berathschlagung gar nicht in Betrachtung gezogen werden.

Allein,

Allein, dieses alles wohl überlegt, ja dieses alles zugegeben, siehest du nicht auf welchen feinen Vernunftschluß, auf welche Kleinigkeit es in dieser höchstwichtigen Sache ankömmt? Ein Riesengebirge, das sich um ein Haar dreht: sagt jener hebräische Dichter.

O Eudox! Jetzt verleugnest du den Carakter der Weltweisen, den du vorausgesetzt; sie können unmöglich diese Sprache führen. Sie können nichts für eine Kleinigkeit achten, was ihnen die Vernunft gebietet. Die heilige Vernunft! die ihnen die Stelle einer Offenbahrung vertritt. Sie müssen vor allen Vernunftschlüssen, sie mögen noch so fein, sie mögen noch so weit hergeholt seyn, ihr Knie mit Ehrfurcht beugen. Von ihnen hängt ihre Glückseligkeit ab. Ich könnte alle Gründe, die du für den Selbstmord vorgebracht, auf einen jeden Mord überhaupt anwenden. Wie sehr würden sich deine gewissenhafte Weltweisen krümmen, und wie weit müßten sie ihre Schlüsse herholen, um die Sträflichkeit dieses Greuls zu erhärten.

Jedoch ich tadele dieses Verfahren nicht. Der Vernunft ist entweder alles, oder nichts geringschätzig. Warum sehen wir die Gegenstände unserer Begierden immer durch das Sehrohr der Leidenschaften an, und die Gründe, die uns davon abhalten, betrachten wir niemals, als nachdem wir das Rohr umgekehrt? Die Schlüsse wider den Selbstmord, wendet man ein, stützen sich auf weit gesuchte Wahrheiten. Wohl! Worauf beruhen aber die Bewegungsgründe, die uns zum Selbstmorde antreiben? Welche nichtswürdige Kleinigkeiten! Der Verlust unsres guten Leumundes; der Gedanke von dem schlechten Werthe, darinn wir bey unsern Nebenwürmern gerathen. Die Reue; ein allzuspätes, oft unnützes Gefühl eines Verbrechens, dessen wir uns schuldig gemacht. Die Erniedrigung; ein König, der iezt an die Ruderbank geschmiedet wird. Er befahl und muß gehorchen; er war mit Golde, und ist mit Eisen umgeben. Wie klein und verächtlich ist alles dieses in den Augen der strengen Vernunft? Und dennoch bestürmmt man Natur und Gottheit, daß sie den Menschen solchen Drangsalen ausgesetzt?

Jedoch

Jedoch der Mensch selbst, die Grösse dieses eingebildeten Königs, alle seine Gedanken und Handlungen verschwinden, werden Kleinigkeiten, wenn man sie von dieser Seite betrachtet. Es ist billig, daß sich eine Kleinigkeit um Kleinigkeiten bekümmere.

Beschluß.

Euphranor konnte sich der Begierde nicht länger erwehren, an Theocles Unterredung mit dem Eudox persönlich Theil zu nehmen. Er reisete zu ihnen, und unterbrach auf einige Zeit diesen lehrreichen Briefwechsel, um von seinem englischen Weltweisen lebendigen Unterricht zu holen. Da aber dieses geschah bevor noch Theocles den achten Brief beantwortet hatte; so glaube ich meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn ich noch zum Beschlusse hieher setze, was bey ihnen mündlich über diese Materie abgehandelt worden. Man wird sich zu erinnern wissen, daß Euphranor in dem angeführten Schreiben vorgegeben, die schmerzhaftangenehmen Empfindungen (so nannten sie der Kürze halber diejenige, welche dem Anscheine nach, mit einer Unvollkommenheit verknüpft sind,) stritten wider Theocles Theorie, weil sie uns nichts weniger als das Erkenntniß einer Vollkommenheit zu gewähren scheinen. Er gestand dem Theocles mündlich,

daß

daß ihn du Bos (*) zu diesem Gedanken verführt. Dieser Schriftsteller häuft unzählige Beyspiele von Ergötzlichkeiten ganzer Nationen, an welchen die Grausamkeit mehr Antheil gehabt zu haben scheinet, als die Menschlichkeit. Die Kampfplätze, die Tourniere, das Hetzen der Thiere, das Hahnengefechte der Engelländer und endlich die tragische Schaubühne führt er zum Beweise auf, daß die Seelen sich nur bewegt zu werden sehnen, und sollten sie auch von unangenehmen Vorstellungen bewegt werden. Sie stimmten alle darinn überein, du Bos müsse niemals das Vergnügen der Seele von der sinnlichen Lust getrennt, und in seinem Elemente, mit dem blossen Wollen verglichen haben; denn da die Bestimmung unserer Vorstellungskraft in beyden Fällen einerley, und nur dem Grade nach unterschieden ist (**); so kann das Vergnügen, so wenig als der Wille, etwas anders, als eine wahre oder anscheinende Güte zum Bewegungsgrunde haben. Ja Eudox bemerkte mit Recht, daß nach des

(*) Reflex. critiq. sur la Peinture & la Poesie.

(**) Siehe den sechsten Brief

du Bos Hypothes, die Menschen eben so wohl an Abscheu, Reu, oder Schrecken Gefallen haben müßten, weil ihre Seele davon bewegt wird: dawider aber die Erfahrung streitet.

Sie konnten aber nicht so leicht einig werden, wie der Ursprung der schmerzhaftangenehmen Empfindungen, deren du Bos erwehnt, zu erklären sey; bis endlich Theocles das Wort ergrif, und der Schwierigkeit folgendergestalt abzuhelfen suchte.

Es ist aus der Natur unserer Seele erwiesen, sprach er, daß sie nichts wollen, daß sie sich an nichts vergnügen könne, was sich ihr nicht unter der Gestalt einer Vollkommenheit darstellt. Und die Erfahrung stritte dawider? — — Wir wollen sehen. Die Beyspiele die dawider angeführt werden, sind nicht alle von einerley Natur. Bey einigen blutigen Ergötzlichkeiten muß man, so zu sagen, alles Mitleiden, alles menschliche Gefühl unterdrücken, wenn man Vergnügen daran finden will. Die zärtlichen Griechen, mußten sich nach und nach gewöhnen ihre mitleidsvolle Em-

pfindun-

pfindungen zu überwältigen, ehe sie an dem Fechterkampfe der Römer Geschmack finden konnten; und wenn bey den Zuschauern der Tourniere, der Jagd, oder des Hetzens der Thiere nur eine einzige wehmüthige Empfindung erwacht, so stöhrt sie ohnstreitig ihr Vergnügen.

Andere lockende Schauspiele hingegen müssen das Gegentheil thun, müssen unser Mitleiden rege machen um uns zu gefallen. Von dieser Art sind die Trauerspiele, die rührenden Gemählde für wohlerzogene Leute, und ein blutiges Schaugerüste für den unempfindlichern Pöbel. Das Vergnügen, das sie uns gewehren, richtet sich nach Maaßgebung des Mitleids, das sie bey uns erregen.

Jene schmerzhaften Ergötzlichkeiten, daran das Mitleiden keinen Antheil hat, stützen sich auf nichts als auf die Geschicklichkeit der handelnden Personen oder Thiere. Man bewundert die Behendigkeit ihrer Glieder und die geschickten Wendungen, die sie sich zu geben wissen, um den Ge-

gentheil zu überwältigen, oder ihm zu entwischen. Wahr ists! Das Vergnügen ist nicht so groß, wenn die Spieler in keiner Gefahr sind, ob sie gleich dem äusserlichen Anscheine nach, eben so viel Geschicklichkeit anwenden müssen. Ein Luftspringer erweckt uns unendlich mehr Vergnügen, wenn er einen Sprung über zwey kreutzweise gesetzte Schwerdter wagt, als wenn er spielend über so viel hölzerne Stäbe hinweg gaukelt, ohne sie zu berühren. Ein Seiltänzer lockt mich desto eher zu seinem Schaugerüste, je höher er seinen Seil aufspannt. Allein hier fliessen unmerklich ganz andere Vorstellungen mit darunter, die sich in unsrer Einbildungskraft vereinigen und an der Bewunderung Theil nehmen. Wir erstaunen über das Vertrauen, das diese handelnde Personen zu ihrer Geschicklichkeit haben; mit welcher Besonnenheit und Gegenwart des Geistes sie der entsetzlichsten Gefahr trotzen; wie sie ihr entwischen, wenn sie ihnen vor Augen schwebt, und öfters Tod und Leben auf ihre Geschicklichkeit setzen. Einen Sprung über Stäbe, würden wir selbst gewagt, und vielleicht mit gutem Erfolge

gewagt haben. Allein wie sicher muß der seiner Kunst seyn, der über die Spitzen der Schwerdter dahin fährt! Wie viel Bewunderung verdienete ein römischer Fechter, der in dem Augenblicke, da er seinen Geist aufgiebt, sich noch fassen, an die Lehren seiner Fechtschule zurück denken, und seine sterbende Glieder noch auf eine anständige Art ausstrecken konnte! Es ist wahr; uns würde die Grausamkeit der Handlung mehr Schauer, als das Spiel der Geschicklichkeit, Vergnügen erwecken; und eben die Wirkung that dieses blutige Schauspiel Anfangs auf die zärtlichen Griechen. Allein die Römer hatten sich durch die Gewohnheit, durch angebohrene martialische Gesinnungen, durch das Ansehen, darinn bey ihnen die Leibesübungen standen, und endlich durch eine eingerissene Geringschätzigkeit der Sclaven, wider diese zarte Empfindung abgehärtet; sie unterdrückten das sanftere Gefühl der Menschlichkeit, und weideten sich an der Geschicklichkeit der Fechter, und an ihren körperlichen Vollkommenheiten. Das Unvollkommene, als Unvollkommenheit betrachtet, kann unmöglich vergnügen. Da aber

nichts

nichts schlechterdings unvollkommen seyn kann, sondern allemal Gutes mit Bösen vermischt ist; so kann es die Gewonheit dahin bringen, daß man vom Bösen abstrahiret, und seine Aufmerksamkeit auf das wenige Gute lenkt, das damit verknüpft ist. Diese Fertigkeit, nennet man einen **verwöhnten Geschmack**, und es ist keine Abscheulichkeit in der Welt, an welcher wir nicht auf diese Weise eine Art von Geschmack finden könnten. Rom, das so grosse und so kostbare Anstalten vorkehrte, den Geschmack der Nation zu **verwöhnen**, brachte zuletzt ein Meisterstück von verwöhntem Geschmack herfür, einen **Nero**, der Rom in Flammen setzen lies, und mit Vergnügen brennen sah.

Bey der zwoten Art von Ergötzlichkeiten aber findet dieses alles nicht Statt. Hier braucht es keiner Absonderung, keiner Verwöhnung der Achtsamkeit, um an den traurigen Vorstellungen Vergnügen zu finden, und die Gefahr, die abgebildet wird, kann hier unser Wohlgefallen an der Geschicklichkeit des Künstlers nicht vermehren.

Es

Es gehöret unstreitig eben so viel Geschicklichkeit dazu, ein Schif in vollem Laufe, als eines, das dem Untergang nahe ist, abzubilden, und der Mahler selbst befindet sich in beiden Fällen ausser Gefahr. Nicht anders verhält es sich mit dem tragischen Dichter; die Gefahr, das Unglück, das er abbildet, betrift ihn nicht selber; sie hat ihn also nicht in Verwirrung setzen können, und gleichwohl wissen wir es ihm Dank, daß er lieber Unglücksfälle, als die glücklichsten Begebenheiten hat abbilden wollen. Warum? Nichts als das Mitleiden ist in diesen Fällen die Seele unseres Vergnügens.

Das Mitleiden ist die einzige unangenehme Empfindung, die uns reitzet, und dasjenige, was in den Trauerspielen unter dem Namen des Schreckens bekannt ist, ist nichts als ein Mitleiden, das uns schnell überrascht; denn die Gefahr drohet niemals uns selbst, sondern unserm Nebenmenschen, den wir bedauern. Was hat also diese Empfindung vor allen andern voraus, daß sie unangenehm seyn, und uns dennoch gefallen kann?

Eure Meinungen sind hierüber getheilt, geliebteste Freunde! Allein was ist das Mitleiden? Ist es nicht selbst eine Vermischung von angenehmen und unangenehmen Empfindungen? Hier zeigt sich ein merklicher Vorzug, durch den sich diese Gemüthsbewegung von allen andern unterscheidet. Sie ist nichts als die Liebe zu einem Gegenstande, mit dem Begriffe eines Unglücks, eines physicalischen Uebels, verbunden, das ihm unverschuldet zugestossen. Die Liebe stützt sich auf Vollkommenheiten, und muß uns Lust gewähren, und der Begrif eines unverdienten Unglücks, macht uns den unschuldigen Geliebten schätzbarer und erhöhet den Werth seiner Vortreflichkeiten.

Dieses ist die Natur unsrer Empfindungen. Wenn sich einige bittere Tropfen in die honigsüsse Schale des Vergnügens mischen; so erhöhen sie den Geschmack des Vergnügens und verdoppeln seine Süßigkeiten. Jedoch nur alsdenn, wenn die beide Arten von Empfindungen, daraus die Vermischung besteht, nicht einander schnurstracks entgegen gesetzt sind.

Wenn zu dem Begriffe eines gegenwärtigen Glückes die wehmüthige Erinnerung jenes Elends, darinn wir vorher gelebt, hinzukömmt; so vergiessen wir Freudenthränen; Thränen, die der Gipfel aller Freuden sind. Warum? Der Begrif einer vergangenen Unvollkommenheit, streitet nicht mit dem Begrif der gegenwärtigen Vollkommenheit. Beide können neben einander bestehen, und jene uns zum Gefühle des Vergnügens empfindlicher machen.

Wäre aber dies gegenwärtige Glück nicht vollständig, wären noch einige bedrengte Umstände übrig, die uns noch gegenwärtig schmerzeten, so würden sie einen Theil der Freude aufreiben, und ihren Grad merklich verringern. Daher habe ich gesagt, sie müssen einander nicht schnurstracks entgegen gesetzt seyn; sie müssen neben einander bestehen können.

Welche Wollust muß sich, also aus der Quelle des Mitleidens über uns ergiessen! Und wie bedaurenswürdig sind diejenigen, deren Herz für dieses

ses himmlische Gefühl verschlossen ist? Die inbrünstigste Liebe streitet nicht mit dem Begrif eines physicalischen Uebels, davon unser Geliebtes gedrückt wird. Sie können beyde bestehen. Ja wir fühlen die Süßigkeiten der Freundschaft niemals in vollerm Masse, als wenn unserm Freunde ein Unglück zustößt, und er unser Mitleiden verdienet. Alle seine Vollkommenheiten, seine mindesten Vorzüge leuchten uns alsdenn mit doppeltem Glanze in die Augen, zumal wenn er selbst nicht Schuld an seinem Unglück ist.

Sehet jene Menge, die sich um einen Verurtheilten in dichten Haufen drenget. Sie haben alle Greuel vernommen, die der Lasterhafte begangen; sie haben seinen Wandel, und vielleicht ihn selbst verabscheuet. Jetzt schleppt man ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche Schaugerüste. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt sich auf die Zähen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein Urtheil ist gesprochen;

chen; sein Henker nahet sich ihm; ein Augenblick wird sein Schicksal entscheiden. Wie sehnlich wünschen iezt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? Dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilt haben würden? Wodurch wird iezt ein Strahl der Menschenliebe wiederum bey ihnen rege? Ist es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entsetzlichsten physicalischen Uebel, die uns so gar mit einem Ruchlosen gleichsam aussöhnen, und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale seyn.

Um wie viel mehr muß also nicht die theatralische Vorstellung unzähliger Unglücksfälle, denen ein Tugendhafter unterliegt, unsere Liebe zu seinen Vollkommenheiten erhöhen und ihn in unsern Augen würdiger machen? Wenn uns gleich in der Natur ein solcher Anblick unerträglich seyn würde, weil das Mißvergnügen über sein unverdientes Unglück das Vergnügen, das aus der Liebe entspringt, bey weitem überträfe; so ge-

fällt es dennoch auf der Schaubühne. Denn die Erinnerung, daß es nichts als ein künstlicher Betrug sey, lindert einigermassen unsern Schmerz (*) und läßt nur so viel davon übrig, als nöthig ist, unsrer Liebe die gehörige Fülle zu geben.

(*) Siehe den fünften Brief.

Anmerkungen
des Herausgebers.

(a)

(S. 19.) Aristoteles selbst giebt zu verstehen, was für eine Lehre aus diesen Begriffen für drammatische Dichter fließt. Sie können nie sinnlich genug seyn, und müssen sich hüten der Enbildungskraft der Zuschauer allzuviel zu schaffen zu machen. Daher muß das ganze Schauspiel mit allen seinen mannigfaltigen Theilen, auf einmal sinnlich gefaßt werden können: das heißt, das Ganze muß seine bestimmte Grösse, und die Theile ihr bestimmtes Verhältniß zum Ganzen haben.

(b)

(S. 28.) Descartes war der erste, der darauf gekommen, eine Sacherklärung von dem Vergnügen zu geben. Er fand, daß wir einen Gegenstand als etwas in seiner Art vollkommenes ansehen müßten, wenn er uns Lust gewähren soll; das heißt, nach der von einem berühmten

Schriftsteller (*) angenommenen Worterklärung, wenn wir die Vorstellung davon sollen lieber haben, als nicht haben wollen. Dieses ist die allgemeinste Formel, die alle besondere Fälle in sich schließt. Das gesunde, das schmackhafte, das schöne, das nützliche, alle Ergötzungen laufen endlich auf den Begrif von einer Vollkommenheit hinaus, wenn das davon abgesondert wird, was sie in ihren Unterarten determinirt. So weit nun die Theorie der Empfindungen einen Einfluß auf die Sittenlehre hat; kann die Lehre des Cartesius als ein durch die Erfahrung bestätigter Lehrsatz angenommen werden. Der Sittenlehrer hat dieses mit dem Naturlehrer gemein, daß er sich auf die allgemeinen Gesetze der Empfindung, so wie jener auf die allgemeinen Gesetze der Bewegung, die ihm durch die Erfahrung bekannt sind, berufen kann, ohne sich um ihre fernere Ursache zu bekümmern. Allein der Metaphysiker begnügt sich hiermit nicht. Er will auch dieses begreifen: warum will die Seele lauter solche Vorstellun-

(*) Maupertuis.

stellungen haben, die ihr etwas vollkommenes abbilden?

(e)

(S. 35.) Theveles scheinet hier auf die Stelle in Platons Tischgespräch zu zielen, wo er von zwoen Venus redet. ἡ μέν γέ που, πρεσβυτέρα, καὶ ἀμήτωρ, Οὐρανȣ̃ θυγάτερ, ἣν δὲ καὶ οὐρανίαν ἐπονομάζομεν. ἡ δὲ νεωτέρα, Δίος καὶ Διώνης, ἣν δὲ πάνδημον καλȣ̃μεν. Jeder Venus eignet er ihren besondern Amor zu. πάντες γὰρ ἴσμεν, ὅτι ȣ̓κ ἔστιν ἄνευ Ερωτος Αφροδίτη. Auf die Lehre von der Schönheit und Vollkommenheit paßt diese philosophische Fabel unvergleichlich. In demselben Gespräche erzählet Socrates im Namen der Wahrsagerin Diotima, eine andere Fabel von der Liebe, die eines noch weit philosophischern Sinnes fähig ist. An dem Geburtstage der Venus, sagt er, schmauseten die Götter alle, und unter ihnen auch des Fleisses Sohn, der Ueberfluß. Die Dürftigkeit stand vor der Thüre und bettelte. Der Ueberfluß berauscht vom Nectar, (denn Wein war damals noch nicht) begab

sich in den Garten Jupiters, und sank in einen tiefen Schlaf. Die Dürftigkeit gerieth auf den Anschlag von dieser Trunkenheit Vortheil zu ziehen, und es gelang ihr. Sie umarmete den **Ueberfluß**, und gewann die **Liebe**. — Wenn wir unter der Dürftigkeit das Bestreben unserer Vorstellungskraft, und unter dem Ueberflusse die schöne, oder vollkommene Mannigfaltigkeit verstehen; so läßt es sich gar wohl erklären, wie von ihrer Umarmung die Liebe herkam.

(d)

(S. 36.) Zur Entschuldigung des angeführten Schriftstellers könnte man vielleicht sagen, er habe beides so wohl das **Einerley** als die **Einhelligkeit** des Mannigfaltigen, unter dem Worte **Einheit** (unité) begriffen, und folglich Schönheit und Vollkommenheit unter einen allgemeinen Namen gebracht. Jedoch wie konnte er von der Einhelligkeit sagen, sie verschaffe uns Leichtigkeit in der Vorstellung des Mannigfaltigen? Die Einhelligkeit ist nicht, so wie das Einerley, deswegen da, um die

Man=

Mannigfaltigkeit einzuschränken. Nein, sie muß gerade das Gegentheil thun, sie muß nothwendig die Anzahl unsrer Begriffe vermehren! Man kann sich alle Federn, Räder und Triebwerke einer Uhr vorstellen, folglich ihre mannigfaltigen Theile völlig begreifen, ohne an den Grund zu gedenken, warum diese Gefässe da sind, und warum sie vielmehr so, als irgend anders, mit einander verknüpft sind. Der Grund, warum einem Dinge etwas zukomme, hat mit der blossen Vorstellung dieses Dinges nicht das mindeste gemein; denn da die Vorstellung der Theile sowohl als ihrer Uebereinstimmung in der positiven Kraft unserer Seele gegründet ist: so erfordern beide eine Anstrengung und Beschäftigung dieser ursprünglichen Kraft. Ja meistentheils kostet es mehr Mühe und Achtsamkeit, den Grund eines Dinges oder seine Einhelligkeit einzusehen, als sich die mannigfachen Theile desselben vorzustellen.

(e)

(S. 53.) So seltsam dieser Satz klingt; so wenig kann er doch in Zweifel gezogen werden. Unser

 Leib,

Leib, als Körper betracht, kann weder moralische noch physische Uebel fühlen. Nur, in so weit er mit der Seele verknüpft ist, können in ihm gewisse Veränderungen vorgehen, die sich die Seele als Unvollkommenheiten vorstellt; und daher entstehen alle unangenehmen Empfindungen.

(f)

(S. 57.) Daß das Wesen der einfachen Dinge in ihren Kräften bestehe, wird wohl niemand in Abrede seyn, wenn er bedenkt, daß alle Veränderungen, die einem einfachen Dinge zukommen können, in der Abwechselung der Grade bestehen müssen; denn keine Theile können versetzt, nichts hinzugethan, auch nichts davon genommen werden. Daher ist die Kraft, der Grund alles dessen, was einem einfachen Dinge zukommen kann, und folglich sein Wesen.

(g)

(S. 64.) Auf diese Subtilität gründet sich der Unterschied zwischen dem stoischen und epikurischen System. Wenn Euphranor Recht hätte, wenn wir die Gegenstände deswegen gut, oder vollkommen

kommen nenneten, weil sie uns Vergnügen gewähren; so wäre die angenehme Empfindung das **höchste Gut** (finis bonorum). Da man aber in der Folge sehen wird, daß die sinnlichste Wollust selbst nichts anders, als eine sinnliche Empfindung der Vollkommenheit sey; so wird dadurch die Lehre der Epikurer widerlegt, und unumstößlich dargethan, daß die Vollkommenheit, und nicht die angehme Empfindung, das **höchste Gut** zu nennen sey.

(h)

(S. 86.) Descartes war hierinn mit Theocles fast einerley Meinung. La Cause, sagt er, (Les passions de l'ame art. 94.) qui fait que pour l'ordinaire la joye suit du chatouillement, est que tout ce qu'on apelle chatouillement ou sentiment agreable, consiste en ce que les objets des sens excitent quelque mouvement dans les nerfs, qui seroient capable de leur nuire, s'ils n'avoient pas assés de force pour lui resister, ou que le Corps ne fut pas bien disposé. Ce qui fait une impression dans le cerveau, la quelle etant instituée de nature pour temoigner cette bonne disposition &

cette

cette force, la represente à l'ame comme un bien qui lui appartient, entant qu'elle est unie avec le corps, & ainsi excite en elle la joye. Man wird leicht sehen, worinn diese Meinung noch von Theocles System abgehet. **Wolf** hingegen hat hiervon einen sehr unvollständigen Beweiß gegeben. *Voluptas & tædium*, sagt er, (*) *ortum trahunt ex perceptione confusa perfectionis & imperfectionis.* Oriuntur enim voluptas & tædium extemplo, dum perfectionem aliquam, vel imperfectionem in re percepta intuemur; id quod unusquisque in se ipso experitur. Enim vero cum cognitio intuitiva, qualis cum ad voluptatem (§. 511.) tum ad tædium (§. 518.) requiritur, demum distincta evadit, ubi attentionem nostram successive promovemus ad ea qua ideæ rei insunt (§. 682. Log.) tædium ac voluptas distictam perfectionis ac imperfectionis ideam *minime præsupponunt.* Ist es aber mit diesem minime præsupponunt genung? Der Lehrsatz lautet: **Lust und Unlust entstehen aus einem dunkeln Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit,** und dieses bestätigt meisten-

theils

(*) Phychol. emp. §. 536.

theils die Erfahrung. Man höre aber die Folge, die aus seinem Beweise fließt: Daher **setzen Lust und Unlust keinen deutlichen Begrif von Vollkommenheit und Unvollkommenheit voraus.** Müssen sie daher **nothwendig** aus **dunkeln** Begriffen entspringen, weil sie keine **deutlichen** zum Grunde legen? Könnten sie nicht, diesem Beweise nach, wenigstens aus deutlichen Begriffen eben so wohl entstehen, als aus dunkeln?

(i)

(S. 87.) Der Schmerz ist ein innerliches Gefühl von der Trennung des Stetigen im menschlichen Körper. Freylich muß dieses Stetige in solchen Theilen bestehen, die vermittelst des Gehirns mit der Seele in Verbindung stehen, sonst kann die Seele von der Trennung nichts fühlen. Daher giebt es viele unempfindliche Theile in dem thierischen Leibe, und die Nerven selbst können unempfindlich werden, wenn durch das Unterbinden, ihre Gemeinschaft mit dem Gehirne unterbrochen wird. Ferner muß diese Trennung nicht nothwendig sichtbar seyn.

Bey jeder heftigen Dehnung können sich stetige Theile auseinander geben, die wir mit den Augen nicht bemerken, wohl aber innerlich fühlen können. Doch wem diese Ausflucht nicht gefällt, der mag die Erklärung des Schmerzes folgendergestalt ausdrücken; der Schmerz ist ein innerliches Gefühl von der wirklichen oder zu befürchtenden Trennung u. s. w. — Dieses alles gilt blos von dem deutlichen Schmerze, der in dem Körper einen bestimmten Sitz hat. Oefters aber fühlen wir einen undeutlichen Schmerz im Körper, und wissen selbst nicht wo. Dieser ist nichts anders als eine innere Empfindung von der Unvollkommenheit unseres Körpers überhaupt; denn der Trennung, die etwa in diesem oder jenem Theile geschiehet, sind wir uns in diesem Falle nicht bewußt. — Plato giebt in seinem Philebus eine Erklärung von Lust und Unlust, die uns seine tiefe Einsicht in die Natur der Empfindungen bewundern läßt; Λέγω τοίνυν, τῆς ἁρμονίας μὲν λυομένης ἡμῖν ἐν τοῖς ζώοις, ἅμα λύσιν τῆς φύσεως καὶ γένεσιν ἀλγηδόνων ἐν τῷ τότε γίγνεσθαι

χρόνῳ

χρόνῳ — Πάλιν δε ἁρμοττομένης τε καὶ εἰς τὴν αὐτῆς φύσιν ἀπιούσης, ἡδονὴν γίγνεσθαι λεκτέον. Das ist; Wenn das, was in einem thierischen Leibe harmonisch seyn soll, seine Uebereinstimmung verlieret; so läuft zugleich die Natur des Thieres Gefahr, und es entstehet Unlust; wird aber diese Uebereinstimmung wieder hergestellet, so entstehet Lust, oder eine angenehme Empfindung.

(k)

(S. 87.) Cartesius sagt von dem sinnlichen Schmerze: La Cause qui fait que le douleur produit ordinairement la tristesse, est que le sentiment, qu'on nomme douleur vient toujours de quelque action si violent, qu'elle offense les nerfs; en sorte qu'étant instituée de la Nature pour signifier à l'ame le dommage que reçoit le corps par cette action, & sa foiblesse, en ce qu'il ne lui a pu resister, il lui represente l'un & l'autre comme des meaux, qui lui sont toujours desagreables.

(l)

(S. 89.) Was die leichten Verhältnisse in den Schwingungen sagen wollen, wird ein jeder

leicht-

leichtlich begreifen. Denn es ist bekannt, daß zwo Sayten einen Wohllaut von sich geben, wenn sie nach einem leichten Verhältnisse gegen einander gespannt sind. Daß heißt, wenn sich die Anzahl der Schwingungen der einen zur Anzahl der Schwingungen der andern Sayte in einerley Zeit verhält, wie: 1:2, 2:3, 4:5, 5:6 oder durch die Umkehrung, wie 3:4, 3:5 und 5:8. Die Schwingungen in den Uebellauten aber verhalten sich 8:9, 8:15, 45:64. u. d. g. Was Theocles aber unter der mit allen Sayten harmonischen Spannung unsrer nervigten Gefässe verstehe; dürfte man nicht so leicht einsehen. Man ist aber längstens überzeugt, daß gewisse nervigte Gefässe des Gehörs mit den klingenden Sayten harmonisch erbeben, und daß wir sogar den Schall nicht eher empfinden, bis sie diese zitternde Bewegung der in der Trumelhöle befindlichen Luft mitgetheilt haben. Ja man findet täglich Personen, die gewisse Töne nicht hören können, ohne, daß sie alle ihre Gebeine erschütterten, und diese Empfindung pflegen sie

durch

durch ein mechanisches Knürschen der Zähne anzudeuten.

Es ist also höchst wahrscheinlich, daß alle Nerven unsres Körpers durch die Töne in gewisse mit den Sayten harmonirende Spannungen gesetzt werden, und daß die Harmonie der Consonanzen überhaupt, dem Ton eines gesunden Leibes zuträglich sind. **Leibnitz** war in einem von seinen Briefen auf diesen Gedanken, und glaubte so gar, wo ich nicht irre, daß sich die Arzeneykunst von dieser Seite vieles zu versprechen hätte, indem durch die Widerherstellung des Tons vermuthlich viele Krankheiten geheilt werden könnten. **Erixymachus**, der Arzeneyverständige, hat in **Platons Tischgespräch** einen ähnlichen Gedanken, welcher **Leibnitzen** zu dieser Idee Gelegenheit gegeben zu haben scheinet.

(m)

(S. 94.) Hier giebt Theocles in wenig Worten einen deutlichen Begrif vom Reitze; ein Wort,

L dessen

dessen Bedeutung sonst sehr schwankend zu seyn pflegt. Man sagt selten eine reitzende Blume, ein reitzendes Gebäude, aber wohl eine reitzende Gebehrde, reitzende Gestus, reitzende Minen, eine reitzende Wendung u. s. w. In allen diesen Fällen findet die Linie der Schönheit statt, aber sie entstehet nicht auf einmal; sondern sie wird nach und nach durch die Bewegung gezeichnet. Die Mahler drucken den Reitz durch eine flammigte Linie aus, mit welcher unsere Einbildungskraft allezeit den Begrif von einer Bewegung verbindet. Es ist wahr, man pflegt im gemeinen Leben das Wort Reitz öfters nur an statt Schönheit zu gebrauchen. Allein dieses geschiehet nur in sehr wenigen Fällen, und scheinet mehrentheils von einem Misbrauche hergekommen zu seyn, weil die Bedeutung des Worts bisher unbestimmt gewesen. Der Weltweise kehret sich hieran nicht; er setzt für jedes Wort eine bestimmte Bedeutung fest, und es ist ihm genug, wenn er in den meisten Fällen den Sprachgebrauch auf seiner Seite hat.

(S. 94.)

(n)

(S. 94.) Vielleicht könnte diese Erfindung auch Anlaß geben die Nachahmungen der menschlichen Leidenschaften in einer Farbenmelodie auszudrucken. Eine jede Leidenschaft ist so wohl mit gewissen Tönen, als mit gewissen Bewegungen der Gliedmassen verknüpft. Jene werden in der Musik durch ähnliche Töne ausgedruckt, diese aber könnten vielleicht durch die Bewegungen der Farben nachgeahmt werden. Eine plötzlich unterbrochene Linie könnte einigermassen den Schrecken, und viele schnell durch einander fahrende Linien den Zorn, so wie eine langsam ungekünstelt fortgehende Wellenlinie eine Art von Tiefsinn abbilden.

Man könnte wider die Erfindung einer Farbenmelodie überhaupt, und vornemlich wider die Vereinigung derselben mit einer Melodie der Töne, die **Krüger** (*) erfunden, vielleicht noch folgendes erinnern. Es ist ohnstreitig daß wir in einerley Zeit weit mehr Farben als Töne unter-

(*) Siehe Miscel. Berol. T. VII. p. 345.

unterscheiden können, denn die Erfahrung lehrt, daß sich eine jede Farbe noch eine Zeitlang im Auge erhält, wenn wir die Augen gleich verschlossen haben. In einer Farbenmelodie also, muß sich der Eindruck, den die vorhergegangen Farben hinter sich gelassen, mit dem gegenwärtigen vermischen, und eine ganz andere Wirkung hervorbringen, als man verlangt. Die Nerven des Gehörs scheinen den Eindruck nicht so lange zu behalten, wenn der Ton nicht eine allzugrosse Erschütterung in der Luft verursacht. Ja wenn es gleich zu hoffen stünde, daß man es durch die Gewohnheit mit den Nerven des Auges eben dahin bringen könnte, weil bey dem Gehöre selbst sehr viel auf die Gewohnheit ankömmt; so müßte man doch wenigstens Anfangs die Farben langsamer und nach längern Zwischenzeiten auf einander folgen lassen, als die Töne, und erst nach langer Uebung an eine Vereinigung der Farbenmelodie mit der Melodie der Töne gedenken.

An diese Schwierigkeit, so wie an alle diejenigen deren Theocles gedenkt, muß weder der

Pater

Pater Castel, der am ersten auf die Gedanken gekommen, eine Farbenmelodie in Ausübung zu bringen, noch Krüger, der diese Erfindung um ein merkliches verbessert, gedacht haben. Sie würden sonst mit weniger Zuverläßigkeit haben sagen können, eine Farbenmelodie müsse uns weit mehr, und wenigstens eben so viel Vergnügen gewähren, als eine Melodie der Töne. Kraft selbst, der in einer öffentlichen Rede, die Unmöglichkeit dieser Erfindung hat zeigen wollen, hat die wichtigsten Schwierigkeiten übergangen, und sich bey Kleinigkeiten aufgehalten. Wenigstens kann man von dieser Rede nach dem, was Krüger (*) davon anführt, nicht anders urtheilen.

Noch eines muß ich im Vorbeygehen erwehnen. Der Pater Castel suchte seiner Maschine einigermassen dadurch aufzuhelfen, daß er die Farben gewisse kleine Gemählde vorstellen ließ. Allein hierwider hat Krüger schon erinnert, daß die Abbildung ganzer Gegenstände mehr

 zur

(*) Daselbst pag. 348. §. 6.

zur Mahlerey als zur eigentlichen Farbenharmonie gehöre, die er sich ins Werk zu richten vorgenommen. Theocles Vorschlag, eine Schönheitslinie dabey anzubringen, ist weit von diesem Fehler entfernt.

(o)

(S. 111.) Man hat in der Algebra dreyerlei Zeichen. Zeichen der Grössen, als a, b, y, z u. s. w. Zeichen der Operation, die mit dieser Grösse vorgenommen werden sollen, als +, —, ×, :, √, u. s. w. und endlich Zeichen der Verhältnisse, als =, <, >, ∽, u. s. w. Bey stetigen Grössen, die nach entgegengesetzten Gegenden betrachtet werden sollen, bedienet man sich der Zeichen + und —, die Lage und die Gegend anzudeuten, von welcher man redet, weil diese gegenüber stehende Gegenden, als von einander abzuziehende Grössen betrachtet werden müssen. Man siehet hieraus, daß die Zeichen + und — in der Quantität nichts, wohl aber die Operationen verändern, die mit der Quantität geschehen sollen. Eine negative Grösse hinzusetzen,

zusetzen, heißt eine ihr gleiche positive Grösse abziehen; daher auch umgekehrt, eine negative Grösse abziehen, so viel heißt, als eine ihr gleiche positive Grösse hinzuthun. Warum entstehet eine positive Quantität, wenn ich zwo negative mit einander verdoppele? Dieses ist nicht schwehr zu beantworten. Verdoppeln heißt, eine Grösse so vielmal nehmen, als eine andere Einheit in sich fasset. Verdoppele ich also — a mit b; so muß ich a so vielmal abziehen, als b Einheiten hat, das heißt = — ab. Verdoppele ich aber — a mit — b; so soll eine negative Grösse so vielmal abgezogen, oder, welches eben so viel, eine ihr gleiche positive Grösse so vielmal hingethan werden, als eine andere Einheiten in sich faßt; daher ist das Produkt eine positive, oder hinzuthuende Grösse.

(p)

(S. 114.) Die Dialogen führen die für schlechte Schriftsteller sehr wichtige Bequemlichkeit mit sich, daß man dem Gegner, der überwunden

werden soll, zur rechten Zeit kann Chamade schlagen lassen. Wenn dieses geschieht, so ist der Leser befugt aufzutreten, und sich des Ueberwundnen anzunehmen. Allein von der andern Seite betrachtet, kann in einer Unterredung keine Materie von Wichtigkeit ausgemacht werden, wo nicht die Hauptpersonen vorläufig über gewisse Punkte einig sind; sonst würde das längste Gespräch kaum hinreichen, die nöthigen Worterklärungen festzusetzen. In gegenwärtigem Falle war man um so viel mehr berechtiget den Eudox einstimmen zu lassen, da der Satz, daß keine freye Wahl ohne zureichenden Grund statt finde, von unsern Weltweisen nach aller Strenge bewiesen worden. In meiner **Abhandlung von der Wahrscheinlichkeit** wage ich einen neuen Beweis dieses Satzes, der, wenn er richtig ist, den Vortheil hat, daß er von keinem besondern System abhängt.

(q)

(S. 117.) **Leibnitz** nennt die Realität, die einem Dinge zukömmt, wenn man sie abgesondert

von

von ihrer Einschränkung betrachtet, die Vollkommenheit: mit der Einschränkung aber zusammengenommen, nennt er sie **Grad**. Bey unsrer Seele, z. E. wäre also die Kraft oder das Bestreben sich die Welt vorzustellen, ihre Vollkommenheit. Kömmt aber die Einschränkung hinzu, vermöge welcher sie sich die Welt nur nach dem Stande ihres Körpers und seiner sinnlichen Gliedmassen vorstellen kann; so entstehet der Grad der Vollkommenheit. (Siehe Leibn. Princ. Philos. more geometrico demonstrata def. 140.) *Wolf* ist, wo ich nicht irre, in Ansehung der zusammengesetzten Dinge mit Recht von dieser Erklärungsart abgewichen, weil ihnen, nach den Leibnitzschen Grundsätzen, gar keine Realität zuzuschreiben ist; denn die Körper sind keine wirkliche Substanzen, sondern nur Phänomina (Phoenomena substantiaea, wie sie Leibnitz nennt) die der Realität entgegengesetzt werden. (S. Wolffi Theol. nat. part. posterior. §. 5.) Er erklärte daher die Vollkommenheit durch die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen; Uebereinstimmung aber

 nennt

nennt er das Bestreben etwas gemeinschaftlich zu erhalten. Dieser Begrif läßt sich allenfalls, wie Theocles erinnert, auch bey einfachen Dingen anbringen und auf die Leibnitzische Erklärung reduciren. Denn da der Zweck der einfachen Dinge die Vorstellung ist; so sind sie desto vollkommener, je genauer ihre Vorstellungen unter sich so wohl als mit den vorgestellten Sachen übereinstimmen; das heißt, je grösser der Grad ihrer Kraft ist. Allein die Leibnitzische Erklärung ist in Ansehung der einfachen Dinge fruchtbarer, und es stehet dem Weltweisen, so wie dem Mathematiker frey, diejenige von allen gleichgültigen Erklärungen vorauszusetzen, die ihn den kürzesten Weg zu seinem Zwecke leitet.

Man bemerke aber, daß **Wolf** von der Strenge der mathematischen Lehrart abgewichen zu seyn scheinet, wenn er (Theol. nat. parte posteriori §. 6.) für eine willkührliche Definition annimmt: „Ens perfectissimum dicitur, cui „insunt omnes realitates in gradu absolute sum-

„mo.“

„mo.„ Denn da er die Vollkommenheit nicht durch Realität, sondern durch die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen erkläret; so hätte er auch Ens perfectissimum nicht durch den höchsten Grad aller möglichen Realitäten definiren sollen, so lange er nicht, wie hier geschehen bewiesen, daß die beiden angeführten Erklärungsarten gleichgültig sind.

(r)

(S. 119.) Die Alten haben schon gesagt, omnis natura vult esse conservatrix sui; Eine jede Natur strebet sich selbst zu erhalten. Man kann sich keine Kraft vorstellen, die den Grund ihrer eigenen Zernichtung in sich halten sollte, so wenig man eine Bewegung denken kann, die den zureichenden Grund der völligen Ruhe enthielte. Nun wäre eine Seele, die ihre eigene Zernichtung wollen könnte, nichts anders, als eine Kraft, deren innere Bestimmung auf die Zernichtung ihrer selbst gerichtet wäre; denn der Wille ist eine innere Richtung unserer Vorstellungskraft. Und wenn der Gegner auch

die

die Einfachheit der Seele läugnen, und das Vorstellungsvermögen zu einer Eigenschaft des Zusammengesetzten machen wollte; so würde ihn diese Ausflucht dennoch nicht retten. Eine Kraft des Zusammengesetzten kann natürlicherweise aufhören, wenn die Zusammensetzung selbst, durch andere natürliche Kräfte aufgelöset wird. Aber auf ihre eigene Zernichtung kann weder eine einfache, noch eine zusammengesetzte Kraft gerichtet seyn, und noch viel weniger sich selbst richten. Wenn also in unserer Vorstellungskraft, sie mag einfach, oder eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn, Daseyn und Zernichtung um den Vorzug streiten; so muß der Wille allezeit dem Da eyn den Ausschlag geben, sonst würde die Vorstellungskraft sich selbst bestimmen, vernichtet zu werden. In dieser Betrachtung muß ein jedes denkende Wesen lieber alle mögliche Pein auszustehen, als zernichtet zu werden wünschen, und wenn eine ewige Verdammnis möglich wäre; so müßte sie der Ruchlose dennoch seiner Zernichtung vorziehen. Diese Vorstellung revoltirt,

und scheinet unserm Gefühle zu widersprechen? Freilich! Aber aus keiner andern Ursache, als weil sich unsere Seele von der Zernichtung gar keinen Begrif machen kann; weil wir zur Unsterblichkeit geschaffen sind, und uns die Zernichtung niemals als wahre Zernichtung vorstellen können. Wir denken immer eine Art von süssem Schlafe dabey, der von keinem Traume unterbrochen wird, und diesem Schlaf geben wir den Vorzug vor dem Bewußtseyn unserer Pein. Måcenas, der seine Seele für sterblich hielt, sahe die unendliche Wichtigkeit dieses Lebens nach seinem System sehr wohl ein. Er äusserte einen Wunsch, den jeder vernünftige Mensch beynahe für rasend halten muß; allein nach seinen irrigen Grundsätzen war nichts vernünftiger:

Debilem facito manu,
Debilem pede, Coxa:
Tuber adstrue gibberum,
Lubricos quate dentes.
Vita dum superest, bene est.

Hanc

Hanc mihi, vel acuta
Si ſedeam cruce, ſuſtine.

„Er wußte ohne Zweifel nichts beſſers, ſagt „Bodmer, als daß mit ſeinem Tode ſein „ganzes Weſen aufhörete. Dieſer gänzlichen „Zernichtung ziehet er das allerpeinlich„ſte Leben vor.„

Inhalt sämmtlicher Briefe.

Erster Brief.

Allzusorgfältige Zergliederung der Schönheit stöhret das Vergnügen. Ihr Streit wider die überraschende Empfindung. Wird bestätiget durch das Beyspiel der Verliebten, der Virtuosen und der Freunde. pag. 5. bis 10.

Zweyter Brief.

Das dunkele Gefühl befördert unsre Glückseligkeit. Der Affect verschwindet, wenn alle Begriffe deutlich werden. Wie weit sich die Vernunft in unsre Ergötzlichkeiten mischen soll. System einer jugendlichen Sittenlehre. 11 — 14.

Dritter Brief.

Warum sich weder völlig deutliche noch völlig dunkele Begriffe mit dem Gefühle der Schönheit vertragen. Klarheit der Vorstellung befördert das Vergnügen. Nützliche Vorbereitungen zu dem Genusse eines Vergnügens. Erklärung einer Stelle in Aristoteles Dichtkunst. Betrachtung

tung des Weltgebäudes aus zwey verschiedenen Gesichtspunkten. 15—22.

Vierter Brief.

In dem Augenblicke des Genusses verdunkeln sich alle einzelne Begriffe. Anwendung auf die Dichter. Auf die Tonkünstler. Der Grund zum Vergnügen muß in der positiven Kraft unsrer Seele gesucht werden. Nicht aber in ihrer Einschränkung. Eines neuern Gedanken von der Entstehung des Vergnügens. Einwurf dawider. 23—30.

Fünfter Brief.

Schönheit setzet Einheit im Mannigfaltigen voraus. Das Vergnügen, das daraus entstehet, beruhet auf der Einschränkung unsrer Seelenkräfte. Findet bey Gott nicht Statt. Vollkommenheit erfordert keine Einheit, sondern Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Das Vergnügen, das daraus entsteht, gründet sich auf die positive Kraft unsrer Seele. Kömmt Gott im höchsten Grade zu. 31—38.

Sechster Brief.

Ungegründete Beschuldigungen wider die Vernunft. Wider die metaphysischen Betrachtungen. Unrechtmäßige Herrschaft der Oeconomie über die speculativische Weltweisheit. Nutzen der letztern wird erhoben. Vergleichung des **Vergnügens** mit dem **Wollen.** 39—49.

Siebender Brief.

Tadler der Vorsehung. Ihre letzte Zuflucht zu einem Einwurfe wider die Verknüpfung der Dinge. Wird entkräftet; aus der Idendität der Dinge. Aus ihren Kräften. Aus dem Vermögen unsrer Seele. Aus dem Begriffe einer ganzen Welt. 50—58.

Achter Brief.

Nicht alles Vergnügen gründet sich auf sinnliche oder verständliche Vollkommenheit. Es giebt auch sinnliche Lüste, die von allen Begriffen der Vollkommenheit weit entfernt sind. Es giebt auch Vergnügungen, die sich auf Unvollkommenheiten zu stützen scheinen. 59—67.

Neunter Brief.

Ungegründete Beschwerden wider die Vorsehung. Selbstmord, kann einen jeden in Versuchung führen. Die Religion kann uns nicht dazu bewegen. Gründe eines Engelländers für dessen Zuläßigkeit. Gründe von der Schaubühne entlehnt. 68 — 80.

Zehnter Brief.

Die Quelle des Vergnügens ist sowohl in der Seele, als in dem Körper anzutreffen. Diese verschiedene Wesen müssen etwas gemein haben, daraus diese gemeinschaftliche Wirkung entspringt. Die sinnlichen Lüste gewähren unsrer Seele eine dunkele Vorstellung von der Vollkommenheit des Körpers. Alles Vergnügen gründet sich auf die Vorstellung einer sinnlichen oder verständlichen Vollkommenheit. 81 — 87.

Eilfter Brief.

Dreyfache Quelle des Vergnügens. Die Tonkunst gewährt uns alle Arten desselben. Alle Sinne haben ihre Harmonien. Mängel an den von den neuern erfundenen Farbenclavieren.

ren. Flüchtiger Gedanke, wie sie verbessert werden könnten. 88 — 94.

Zwölfter Brief.

In der organischen Natur können alle Begebenheiten, die mit einander verknüpft sind, wechselsweise eine aus der andern entstehen. Ursprung des angenehmen Affects. Der Körper ersetzt, durch die sinnliche Lust, den Abgang an Vergnügen, den er durch die Verdunkelung der Begriffe anrichtet. Vergnügen eines Meßkünstlers. 95 — 100.

Dreyzehnter Brief.

Lindamours Vertheidigung des Selbstmords wird geprüfet. Der Streitpunkt gehörig eingeschränkt; und bewiesen, daß die berüchtigsten Selbstmörder von desselben Entscheidung nichts hoffen können. Die Schaubühne hat ihre besondere Sittlichkeit. Der Selbstmord ist auf der Schaubühne, aber nicht im Leben sittlich gut. 101 — 109.

Vierzehnter Brief.

Lindamours Vergleichungen der Empfindungen mit Grössern wird verworfen. Aus der Natur

unsrer Seele wird erwiesen, daß der Selbstmord auch ohne Hülfe einer Offenbarung unzuläßig sey, wenn wir annehmen, daß unsre Seele mit dem Tode zernichtet wird. 110—119.

Funfzehnter Brief.

Naturalisten können durch die vorigen Schlüsse nicht vom Selbstmorde abgehalten werden. Andere Gründe, die Sträflichkeit des Selbstmordes auch nach diesem Lehrgebäude zu erhärten. 120—135.

Beschluß.

Dubos Gedanken von den angenehmen Empfindungen, werden widerlegt. Es giebt zweyerley Arten von Vergnügen, die sich auf Unvollkommenheiten zu stützen scheinen. Eine verträgt sich mit keinem mitleidigen Gefühle; die andere hingegen stützt sich blos auf diese Empfindung. Jene beruhet auf der Fertigkeit der handelnden Personen; diese hingegen auf der von allem Mitleiden unzertrennlichen Liebe.

Gesprä-

G e s p r ä c h e.

Erstes Gespräch.

Philopon. Neophil.

Philopon.

So halten Sie, wenn ich Ihre Worte recht verstehe, Leibnitzen nicht für den ersten Erfinder der vorherbestimmten Harmonie?

Neophil.

Ich weis nicht, wie Sie dieses aus meinen Reden schliessen wollen.

Philopon.

O! Es schließt sich von selbst. Sagten sie nicht, Leibnitz habe diese Hypothes angenommen, und in sein System gebracht?

Neophil.

Sie passen allzugenau auf die Worte. Erlauben Sie, daß ich mich darf versprochen haben. Wir wollen unsere vorige Unterredung nicht unterbrechen.

Philopon.

Nein, liebster Freund! so sollen Sie mir nicht entwischen. Es wäre nicht das erstemal, daß ich aus ihren kleinen Uebereilungen etwas gelernet hätte. Jetzt muß ich Sie fest halten; wenn ich einen Gedanken erfahren will, den Sie mir vorsetzlich vielleicht nie würden entdeckt haben.

Neophil.

Sie dringen allzusehr in mich. Ich sehe wohl, man muß mit Leuten von Ihrer Scharfsinnigkeit sehr behutsam seyn. Ein einziges Wort entdeckt ihnen unsern ganzen Sinn. Wohlan! ich gestehe es Ihnen, ich halte **Leibnitzen** nicht für den ersten Erfinder der vorherbestimmten Harmonie, ob ich gleich weis, daß ihm noch niemand diesen Ruhm streitig gemacht hat, und daß ihm Bayle selbst im Namen der gelehrten Welt zu dieser grossen Entdeckung Glück wünschet.

Philopon.

Und im Namen aller Leibnitzianer fordre ich von Ihnen den Beweis.

Neophil.

Den habe ich in Bereitschaft, ob ich gleich nicht geglaubt hätte, daß ich ihn heute brauchen würde. Allein merken Sie dieses. Ich behaupte nur, daß das Wesentliche dieser Meinung einen andern Weltweisen zum ersten Erfinder habe, und gestehe gern, daß sie **Leibnitz** am ersten mit dem Namen der vorherbestimmten Harmonie belegt.

Philopon.

Ey nun ja! Mit dieser Einschränkung werden Sie es doch nicht wieder gut machen wollen? Ich dächte, ein Name sey keine sonderliche Erfindung. Ja ich habe mich jederzeit gewundert, daß sich **Leibnitz** die Mühe genommen hat, **Baylen** zu widersprechen, als dieser die Erfindung dieses Namens einem **P. Lamy** zuschreiben wollte. (*)

Neophil.

Wahr ist es; **Leibnitz** hätte mit einer solchen Kleinigkeit gar leicht freygebig seyn können. Es ist mehr als Sparsamkeit, wenn sich Leute von Millionen, auch nicht gern einen Heller wollen ent-

(*) Siehe Baylens Wörterbuch Art. Rorarius Anmerk. L. A. deutscher Ausgabe.

entwenden lassen. Und dennoch ist er hier zu entschuldigen. Sie dürfen nehmlich nur annehmen, daß er nicht gegen den philosophischen Bayle, sondern gegen den kritischen Bayle so eigennützig genau gewesen ist. Gegen den kritischen Bayle, sage ich, welcher nicht selten aus kleinern historischen Unrichtigkeiten Verbrechen gemacht hat ; . Doch ich eile zum Beweise, den Sie mir im Namen aller Leibnitzianer aufgelegt haben. Nur lassen Sie uns vor allen Dingen zusehen, ob wir, was den Verstand dieser Meinung betrift, mit einander einig sind. Was verstehen Sie unter der vorherbestimmten Harmonie.

Philopon.

Was alle Leibnitzianer darunter verstehen. Eine Lehrmeinung, nach welcher alles was in unsrer Seele mit den Veränderungen im Körper übereinstimmet, zwar auf Veranlassung des Körpers, aber durch der Seele innere Kraft, und nicht durch die Einwirkung einer von ihr unterschiedenen Substanz, in ihr entstehet; gleichwie alles was in unserm Körper mit den Veränderungen der Seele übereinstimmet, durch keine andere, als körper-

körper-

körperliche mechanische Kräfte, auf Veranlassung der Seele, in ihm hervorgebracht wird. Fraget man also einen Leibnitzianer wodurch Leib und Seele mit einander vereiniget sind? so antwortet er: Gott habe, von Ewigkeit her, zwischen ihnen eine solche Harmonie angeordnet, daß auf gewisse Vorstellungen in der Seele, gewisse Bewegungen in dem Körper erfolgen, die ihren zureichenden Grund in beiden zugleich haben; nehmlich den Grund, **wodurch** sie entstehen, in den mechanischen Kräften des Körpers; den Grund aber **warum oder zu welchem Ende** sie entstehen, in dem Zustande unserer Seele. Hingegen erfolgen wiederum auf gewisse Bewegungen in unserm Körper gewisse damit harmonirende Vorstellungen in unsrer Seele, die den Grund **wodurch** sie entstehen in der ursprünglichen Kraft unsrer Seele und in ihrem vorhergehenden Zustande, den Grund aber, **warum** sie entstehn, in den Bewegungen unsers Körpers haben. Das Leibnitzische Gleichniß von zwey Uhren ist bekannt.

Neophil.

Neophil.

Sie haben diese Meinung vollkommen begriffen. Ja ich sehe, daß Sie über alle Einwürfe hinweg sind, die **Bayle** wider sie vorgebracht hat. **Bayle**, der sie nach meinem Urtheile, unter allen ihren Gegnern, die sich nach der Zeit wider sie aufgelehnt haben, am besten begriffen, und selbst nach dem Geständnisse des **Herrn von Leibnitz**, von der rechten Seite angefochten hat.

Philopon.

Ehe wir aber weiter gehen, bitte ich mir folgende Erklärung aus. Hat es Ihnen nicht geschienen, als wenn **Leibnitz**, in Ansehung dieser Meinung, mit sich selbst nicht einig gewesen wäre? Zum Exempel, in seiner **Monadologie** trägt er sie ganz anders vor, als in dem **Tagebuche der Gelehrten**, wo er sie der Welt zum erstenmale bekannt gemacht hat. Ja ich glaube, er hätte **Baylens** Einwürfen weit stärkere Gründe entgegen setzen können, wenn er seinem eigenem System beständig treu geblieben wäre.

Neophil.

Leibnitz hat seine Meinung nur unter verschiedenen Gestalten vorgetragen, so wie es jedesmal seine Absicht erforderte. In der Monadologie zeigt er sie als eine Folge aus seinem System von den Monaden. Hier ist es, wo sie in ihrem völligen Lichte strahlet, wo sie in der That aufhöret eine Hypothese zu seyn, und unter den erwiesenen Wahrheiten ihren Rang behauptet. Hansch (*) hat dieses sehr wohl auseinander gesetzt, und Baumgarten nach ihm so überzeugend dargethan, daß es überflüßig wäre sich dabey aufzuhalten. — Was hat sie auch von dieser Seite für Gegner finden können? Keine, ohne Zweifel, als die, welche ihre Waffen gegen die Grundfeste derselben, ich meine gegen die Monaden selbst, gerichtet haben. Sobald man diese in dem Verstande, in welchem sie Leibnitz genommen hat, zugiebt; so ist man genöthiget alle physicalische Einwürkung der Substanzen aus der Natur zu verbannen, und sodann haben die Vertheidiger der Harmonie gewonnen Spiel. Allein unser

Welt-

(*) In seinen Principiis Philosoph. Leibnizianæ &c.

Weltweise wollte das Schicksal der Harmonie nicht schlechterdinges von dem Schicksale der Monaden abhängen lassen. Er wußte wohl, daß ein allgemeines Vorurtheil diejenige Wahrheit nur halb für Wahrheit hält, zu der man bloß auf einem Wege gelangen kann, oder welche bloß in eine Kette paßt. Was war daher natürlicher, als daß er sie auch ausser seinem System gültig zu machen suchte? Dieses unternahm er in dem **Tagebuche der Gelehrten.** Und hier sehen Sie wohl, konnte er sich wider **Baylen** nur derjenigen Waffen bedienen, die ihm die gemeine Philosophie an die Hand gab. Was er dort von allen Substanzen behauptete, mußte er hier bloß auf Leib und Seele einschränken, und so einschränken, daß ein **Bayle** zu zweifeln anfieng, ob eine solche Maschine, wie der thierische Leib zur vorherbestimmten Harmonie seyn müßte, auch keine Unmöglichkeit wäre. **Leibnitz** begnügte sich die Last des Beweises auf seinen Widersacher zu schieben, denn seine ächten Waffen waren hier unbrauchbar. Die Vorstellungskraft, die er den Monaden beylegte, aus welcher die Ausdehnung der Körper

so

so wohl als ihre Bewegungskraft entspringt, konnte ihm wider diesen Gegner zu nichts helfen, ob sie schon in dem Zusammenhange seines Lehrgebäudes den Grund abgiebt, daraus die vorherbestimmte Harmonie als eine richtige Folge fließt, und die Möglichkeit des in Zweifel gezogenen Kunststückes a priori bewiesen werden kann.

Philopon.

Diese Anmerkung finde ich gegründet, und nunmehr begreife ich auch, warum **Wolf** die vorherbestimmte Harmonie nur so angenommen hat, wie sie von **Leibnitzen** wider **Baylen** ist vertheidigt worden. (*) Denn da er sich nicht zu bestimmen getraute, worinn die Kraft der einfachen Dinge eigentlich bestehe: so konnte er es auch nicht für ausgemacht halten, ob alle einfache Dinge Vorstellungen hätten, und ob sich aus diesen Vorstellungen, die Ausdehnung und die Bewegungskräfte des Zusammengesetzten erklären liessen.

Neophil.

Sie haben vollkommen recht, und können hieraus sehen, mit wie vieler Aufmerksamkeit man einen

(*) Man sehe dessen lateinische Cosmologie. §. 206. 213.

einen systematischen Schriftsteller lesen muß, ehe man ihm Vorwürfe machen, oder gar seine Gründe widerlegen kann.

Philopon.

Gut! Und also wären wir, was den Verstand dieser Lehre betrift, vollkommen einig = = Werden wir es auch in dem übrigen seyn? = = Meine Neugierde ist so stark, daß sie mir endlich zur Last fällt, wenn ich nun nicht bald erfahre, wer vor Leibnitzen in diesem Puncte ein Leibnitzianer gewesen ist.

Neophil.

Ich werde Ihnen Anfangs nur die Worte dieses Weltweisen anführen, ohne seinen Namen zu nennen. Das Werk daraus sie genommen sind, ist im Jahre 1677. und folglich 18 Jahr eher gedruckt, als Leibnitz seine Hypothes der gelehrten Welt bekannt gemacht. Hören sie nunmehr eine Stelle, die ich mir zu wohl gemerkt habe, als daß ich sie nicht gleich aus dem Gedächtnisse sollte übersetzen können. „Der Körper kann die Seele nicht „zum Denken und die Seele den Körper weder „zur Bewegung noch zur Ruhe oder zu sonst et-

„was

„was (wenn noch etwas möglich ist) bestimmen = =
Und in der Anmerkung setzt der Verfasser hinzu = =
„Wo ich dieses nicht durch die Erfahrung bestäti-
„tige; so glaube ich schwerlich, jemanden bereden
„zu können, daß er meine Gründe ohne Vorur-
„theil überlege. So sehr glauben die Menschen
„überzeugt zu seyn, daß der Körper nach dem
„Winke der Seele und durch ihre Wirkung, bald
„in Bewegung und bald in Ruhe gesetzt werde.
„Allein es hat noch niemand bestimmt was der
„Körper vermag, das heißt: es ist noch niemand
„durch die Erfahrung inne worden, wozu der Kör-
„per, vermöge der Gesetze der Bewegung, in so
„weit sie als körperlich betrachtet werden, aufge-
„legt sey, und wozu er von der Seele bestimmt
„werden müsse. Niemand kennet die innerliche
„Structur des Körpers so gut, daß er alle Fähig-
„keiten desselben begreifen könnte. Ja bey den
„Thieren bemerkt man Dinge, die alle menschliche
„Scharfsinnigkeit übertreffen. Die Nachtwande-
„rer thun vieles im Schlafe, was sie im Wachen
„zu thun, sich nicht unterstanden haben würden;
„woraus deutlich zu ersehen ist, daß der Körper

„nach den Gesetzen der Bewegung vieles vermag, „was die Seele nachher selbst bewundert.“

Philopon.

Wo ich nicht irre; so glaube ich an diesen Worten Spinosen zu erkennen.

Neophil.

Sie irren nicht, Philopon! Es ist der zweyte Lehrsatz in dem dritten Theile seiner Sittenlehre, und der unmittelbar darauf folgende lautet also: „Die Wirkungen der Seele entspringen aus aus„führlichen, (ideis adæquatis) und die Leidenschaf„ten aus unausführlichen Begriffen.“ Er beweiset diesen Satz dadurch, weil das Wesen der Seele in ihren Gedanken bestehet. Alle Gedanken hingegen sind aus ausführlichen und unausführlichen Begriffen zusammen gesetzt. Was nun aus der Natur der Seele folget, das heißt, was die Seele zur nächsten Ursache hat, daraus es sich erklären läßt; muß entweder aus einem ausführlichen oder aus einem unausführlichen Begriffe folgen. Da er aber anderswo erwiesen, daß aus unausführlichen nichts als Leidenschaften entstehen können: so schließt er hieraus; daß die Wirkungen der Seele

aus ihren ausführlichen Begriffen entspringen müssen.

Philopon.

Ich sehe hier noch nichts, was das Wesentliche der Leibnitzischen Harmonie verrathen sollte. Wenn Spinosa gleich behauptet, daß Seele und Körper nicht wechselsweise in einander wirken; so kann er vielleicht dem System der veranlassenden Ursachen zugethan gewesen seyn.

Neophil.

Unmöglich! Nichts kann Spinosens Weltweisheit mehr zuwider laufen, als das System der veranlassenden Ursachen. Die Vertheidiger dieser Meinung müssen nothwendig dem Wesen, durch dessen Vermittelung Leib und Seele mit einander verknüpft sind, einen freyen Willen zugestehen; und wie konnte Spinosa hierein willigen? Er der Verstand und Willen für einerley hielt? Sie sehen auch, daß er ausdrücklich behauptet, es liessen sich alle Veränderungen, die in dem Körper vorgehen, aus blossen mechanischen Gründen, oder mit ihm zu reden, aus den Gesetzen der körperlichen Natur begreifen: eine Meinung, mit

welcher die Verfechter der veranlassenden Ursachen unmöglich zufrieden seyn können. Ja Spinosa bedient sich so gar aller Ausflüchte der Leibnitzianer. Er beruft sich, wie sie, auf die Unwissenheit, darinn wir von der innerlichen Structur unsers Körpers stecken, und endlich darauf, daß noch niemand die Unmöglichkeit einer solchen Maschine gezeigt, die mechanischer Weise alle Verrichtungen hervorbringen könnte, zu welchen dieser oder jener einzelner Körper bestimmt ist.

Philopon.

Allein durfte Spinosa seine Zuflucht, so wie Leibnitz, zu der Weisheit Gottes nehmen? Sie wissen, wie sehr der letzte sich auf diese göttliche Eigenschaft beruft, die Spinosen zu nichts helfen konnte.

Neophil.

Ich habe Ihnen gleich Anfangs gesagt: Leibnitz hat diese Hypothes in sein System gebracht; das heißt, er hat sich aller Vortheile dabey bedient, die ihm sein Lehrgebäude darbot.

Philo-

Philopon.

Gesetzt nun, ich müßte Ihnen zugeben, Spinosa habe das System der veranlassenden Ursache nicht annehmen können; so hat er sich doch nur von der einen Seite zu der Harmonie bekannt, nehmlich was die Veränderung des Körpers und die Art ihrer Folge auf einander betrift. Er hat hingegen, wie ich glaube, von allem, was die Seele und die Folge ihrer Gedanken anbelangt, ein vollkommenes Stillschweigen beobachtet. Und wer weis, was für eine ungereimte Erklärung er aus seinem widersinnigen System würde erzwungen haben, wenn er auf diese Frage hätte antworten sollen.

Neophil.

Spinosens Meinungen sind nach dem Geständnisse aller Welt sehr ungereimt. Eigentlich aber sind sie es nur in so weit, als er sie auf diese ausser uns sichtbare Welt hat anwenden wollen. In Betrachtung derjenigen Welt hingegen, die, mit Leibnitzen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes, (antecendenter ad decretum) als ein möglicher Zusammenhang verschiedener Dinge, in sei-

 nem

nem Verstande existirt hat; kann vieles von Spinosens Meinungen mit der wahren Weltweisheit, ja so gar mit der Religion bestehen. Doch hiervon ein andermal. Ich begnüge mich vorjetzo ihnen zu zeigen, was Spinosa von der Folge unserer Gedanken auf einander behauptet hat. In dem siebenden Lehrsatze des zweyten Theils seiner Sittenlehre sagt er: „Die Ordnung und „die Verknüpfung der Begriffe ist mit der Ordnung und der Verknüpfung der Dinge einerley. Erinnern sie sich nunmehr, was Leibnitz zu seiner Vertheidigung wider Baylen vorbringt, wenn ihm dieser den Einwurf macht, daß es, ohne die Wirkung einer andern Substanz auf die Seele, unbegreiflich wäre, wie sie öfters unmittelbar von Lust zur Unlust und von Traurigkeit zur Freude übergehen könne? Gab er nicht auch vor, daß sich die Veränderungen in der Seele durch eben den Grund erklären liessen, durch welchen die Veränderungen in der sichtbaren Welt begriffen werden können? daß alles in der Seele eben so auf einander folge, wie es in dem Zusammenhange der Dinge auf einander folget? Was heißt dieses anders,

anders, als was Spinosa in den angeführten Worten sagt: „Die Ordnung und die Verknü„pfung der Begriffe ist mit der Ordnung und der „Verknüpfung der Dinge einerley?„

Philopon.

Sie scheinen in der That Recht zu haben — Wie wunderbar ist es mit dem menschlichen Verstande beschaffen! Spinosa geräth durch irrige und abgeschmackte Grundsätze fast auf eben die Meinung, auf welche Leibnitzen die richtigsten und gesundesten Begriffe von Gott und der Welt geleitet haben = = Allein nunmehr sagen Sie mir auch, was soll man von einer Meinung halten, die sich aus entgegen gesetzten Grundsätzen mit gleicher Richtigkeit schliessen läßt?

Neophil.

Spinosa ist nicht durch das Falsche und Ungereimte seines Systems, sondern durch das Wahre, welches darinn enthalten ist, auf diese wichtige Lehrmeinung gekommen. Ich habe Ihnen schon gesagt, die meisten Lehrsätze des Spinosa sind weniger falsch, als unvollständig. Er irrete; denn er begnügte sich, so zu sagen, mit der

einen Hälfte der Weltweisheit, die doch ohne die andere Hälfte nicht bestehen kann. Was Wunder also, daß er vermittelst der richtigen Grundsätze, die in seinem System enthalten sind, viele andere Wahrheiten entdecken und in die Folge seiner Schlüsse einflechten konnte? Wer sie genauer besiehet, der merket gleichwohl, daß sie mit dem Ungereimten, welches in seinem Lehrgebäude anzutreffen ist, gar nicht zusammenhängen.

Philopon.

Wissen Sie, daß Sie mich nunmehr in eine ziemliche Verlegenheit wegen der Aufrichtigkeit unsers Leibnitz gesetzt haben? Wie hat er zugeben können, daß ihm die gelehrte Welt zu dieser Entdeckung Glück wünschte, da er doch wußte, daß sie ihm nicht allein zugehörte.

Neophil.

So unanständig dieses Verfahrnn einem Weltweisen, als Leibnitz war, bey allen andern Gelegenheiten gewesen wäre; so glaube ich gleichwohl, daß er in diesem Falle zu entschuldigen sey. — Wir würden noch weit in die Nacht hinein plaudern müssen, wann ich mich umständlich

darüber

darüber erklären sollte. Genug, wir wissen daß es Leute giebt, welche auch die Wahrheiten nach einer gewissen Genealogie beurtheilen. Eine Lehre zu verwerfen, brauchen sie nur zu wissen, daß sie bey dem oder jenem Schriftsteller in einer schlechten Verwandschaft mit andern Lehren gestanden habe. Sie können sich nicht einbilden, daß man sie herausreissen, und von alle dem Gifte saubern könne, welches durch Ansteckung der Irrthümer in sie gekommen, die mit ihr ein Ganzes ausgemacht. = = Sagen Sie mir, würden diese Leute, wenn es **Leibnitz** frey gestanden, daß er das Wesentliche seiner Harmonie von **Spinosa** entlehne, würden diese Leute, nicht schon in dem Namen **Spinosa**, die Widerlegung derselben zu finden, geglaubt haben? Ganz gewiß; ja sie würden nicht ermangelt haben, die Einfalt zu erinnern, daß man sich hüten müsse, auch den geringsten Hausrath eines Menschen, der von der Pest dahin gerissen worden, zu brauchen. Und daß solche Gleichnisse Eindruck machen, wußte **Leibnitz**; er, der nicht allein der größte, sondern auch der behutsamste Philosoph war. — — Doch

später darf ich Ihnen nicht beschwerlich fallen. Sie wissen, wie unentbehrlich es unserer denkenden Monade ist, sich von Zeit zu Zeit einige Grade herunter zu setzen, um in den Zustand der schlafenden Monade zurück zu kehren. —— Metaphysischer kann ich Ihnen nicht rathen, gute Nacht zu nehmen.

Zweytes Gespräch.

Philopon. Neophil.

Philopon.

Aber was bekümmern wir uns darum, ob die metaphysischen Unterredungen unter die galanten und neumodischen gehören? Genug, daß sie für uns eben so viel Wichtigkeit als Anmuth haben.

Neophil.

Nur für uns? Diese Wichtigkeit und Anmuth müssen die abstracten Grundwahrheiten für alle denkende Wesen haben. Diejenigen Wahrheiten besonders, welche in die Geisterlehre einschlagen. Zwar haben sie keinen unmittelbaren Einfluß in das menschliche Leben; dennoch aber sind sie das edelste und würdigste unsrer Erkenntniß, weil ihre Gegenstände die edelsten und würdigsten sind.

Philopon.

Man muß es jetziger Zeit gänzlich vergessen haben, die Metaphysik von dieser Seite zu betrachten. Gott! in was für Verachtung schmach-

tet sie, die weyland Königin der Wissenschaften! Ich erstaune und kann die Ursachen nicht finden, warum sie heutiges Tages so tief gesunken ist.

Neophil.

Nicht finden? Und also liegen sie wohl so verborgen, daß man nöthig hat, sie zu suchen? Nein liebster Freund, nein. Sie haben ohne Zweifel eine Quelle übersehen, aus der wir, leider, mehrere Uebel herleiten müssen. Ich meine unsre sklavische Nachäffung eines Volkes, das uns zu verführen gleichsam gemacht zu seyn scheinet. Dieses Volk, welches seit dem P. Malebranche keinen einzigen metaphysischen Kopf aufzuweisen hat, sahe wohl, daß die Gründlichkeit sein Werk nicht sey; es machte daher die Artigkeit der Sitten zu seinem einzigen Augenmerke, und übte den spöttischsten Witz gegen die, welche tiefsinnigen Betrachtungen nachhingen, und in der grossen Welt nach einer gewissen übertriebenen Zärtlichkeit des Geschmacks nicht zu leben wußten. Die wenigen Meltweisen, die es noch hatte, fingen an, ihre runzliche Stirn aufzuheitern, und wurden artig. Endlich dachten sie auch artig. Sie schrieben

Werke

Werke pour les Dames, à la portée de tout le Monde, u. s. w. und spotteten sehr witzig, der düstern Köpfe, deren Schriften noch etwas mehr enthielten, als das schöne Geschlecht lesen will. Die ehrlichen Deutschen spotteten mit. Und wie konnten sie auch anders? Sie, die gerne die Hälfte ihres Verstandes dahin geben, wenn ihnen die Franzosen nur zugestehen wollten, daß sie zu leben wissen.

Philopon.

Werden denn die Deutschen niemals ihren eigenen Werth erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen? Sie könnten sich ja wohl damit begnügen, daß sie grössere, und die Franzosen artigere Philosophen unter sich haben.

Neophil.

Gewiß! **Leibnitz**, **Wolf**, und verschiedne ihrer Nachfolger, zu welcher Vollkommenheit haben sie die Weltweisheit gebracht! Wie stolz kann Deutschland auf sie seyn! Doch was hilft es, sich mehr zuzuschreiben, als recht ist. Lassen Sie uns immer gestehen, daß auch ein ander als ein

Deutscher, ich setze noch hinzu, daß auch ein andrer als ein Christ, daß Spinosa an der Verbesserung der Weltweisheit einen grossen Antheil hat. Ehe der Uebergang von der Cartesianischen bis zur Leibnitzianischen Weltweisheit geschehen konnte, mußte jemand in den dazwischen liegenden ungeheuern Abgrund stürzen. Dieses unglückliche Loos traf Spinosen. Wie sehr ist sein Schicksal zu bedauren! Er war ein Opfer für den menschlichen Verstand; allein ein Opfer, das mit Blumen gezieret zu werden verdient. Ohne ihn hätte die Weltweisheit ihre Grenzen nimmermehr so weit ausdehnen können.

Philopon.

Das Unglück dieses Mannes hat mich jederzeit ungemein gerührt. Er lebte mäßig, eingezogen und untadelhaft; er entsagte allen menschlichen Ergötzungen, und widmete sein ganzes Leben dem Nachdenken, und siehe! er geräth in dem Labyrinthe seiner Betrachtungen auf Abwege, und behauptet dasjenige aus Irrthum, was der verworfenste Bube wünschet, um ungestraft seinen bösen Lüsten fröhnen zu können. Wie ungerecht

ist

ist der unversöhnliche Haß der Gelehrten wider einen solchen Unglücklichen!

Neophil.

Diese Leute glauben der guten Sache ihrer Religion keinen kleinen Nachdruck zu geben, wenn sie die Widersacher derselben mit Schimpf belegen, und mit Lästerungen gleichsam überschütten. Allein sie richten mehr Schaden an, als sie Nutzen zu stiften glauben. Der Ungläubige beharret desto hartnäckiger auf seinen vorgefaßten Meinungen, weil er die Lästerungen für die stärksten Waffen ansiehet, womit man ihn bestreiten kann; und unpartheyische Gemüther betrachten ihn als den beleidigten Theil und schlagen sich aus Großmuth auf seine Seite. —— Unter allen Widersachern des Spinosa ist der einzige Wolf diesem Tadel nicht unterworfen. Dieser grosse Weltweise setzt den Spinosismus, bevor er ihn widerlegt, in sein gehöriges Licht. Er zeigt ihn von seiner stärksten Seite, und eben dadurch hat er seine Schwäche am besten entdeckt. Wer seine Widerlegung mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird gewiß niemals in Versuchung gerathen Spinosen beyzupflichten.

Philopon.

Aber warum übergehen Sie Baylen? Hat er nicht auch die Schwäche dieses irrigen Lehrgebäudes genugsam gezeigt?

Neophil.

Er hat zwar hier und da einige richtige Einwürfe wider Spinosen vorgebracht, allein er hat sie mit so vielen Scheingründen und Consequenzen durchflochten, daß er ihnen gleichsam alle Kraft benimmt. Den Begrif, zum Exempel, den sich Spinosa von der Ausdehnung zu machen scheint, hat er mit tüchtigen Gründen bestritten, und hinlänglich gezeigt, daß sie unmöglich als eine unendliche Eigenschaft Gottes betrachtet werden könne. Allein wozu dient die Menge Folgerungen, die er Spinosen aufbürdet? Was nützen die Gleichnisse, daß nach Spinosens Meinung, wenn die Christen wider die Türken zu Felde ziehen, Gott wider Gott zu Felde zöge? daß dem höchsten Wesen alle Mordthaten, Diebereyen, Ehebrüche und Blutschändungen zugeschrieben werden müßten u. d. m.? Hätte er nicht, um alle diese Einwürfe gültig zu machen,

machen, vorher wider Spinosen darthun müssen, daß es wirklich in Ansehung Gottes Unvollkommenheiten gebe? Man weiß, daß Spinosa mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil behauptet. So lange er diese Schanze, dahinter sich sein Feind verbirgt, nicht niedergerissen hat, sind alle die Beschuldigungen, die er ihm zur Last legt, so viel Streiche in die Luft.

Philopon.

Sie haben Recht. Und eben iezt erinnere ich mich, daß **Bayle** selbst gesteht, er sey Spinosens Werke mit keiner allzugenauen Aufmerksamkeit durchgegangen. Nichts als die Unachtsamkeit kann einen Weltweisen, wie **Bayle**, zum unbilligen Gegner machen, denn der Eifer wider die Irrgläubige, der den Scharfsichtigsten oft verblendet, hat **Baylens** Feder gewiß nicht geführt.

Neophil.

Aber der Witz kann ihn auf desto mehr Abwege gebracht haben. Der Witz, der eben so viel schlechte Gegner gemacht hat, als der Eifer. Wie frey ist **Wolf** von beiden Vorwürfen. Er leistet

alles was Bayle verabsäumet hat, und auch bey dem möglichsten Fleisse vielleicht würde verabsäumet haben. Er beweiset, daß Spinosa geglaubet habe, es könnte aus einer unendlichen Menge endlicher Vollkommenheiten eine unendliche gleichsam zusammengesetzt werden; und endlich zeiget er den Ungrund dieser Meinung so klar, daß ich ganz gewiß überzeugt bin, Spinosa würde ihm mit Vergnügen selbst Beyfall gegeben haben. Denn man muß von der unbändigen Hartnäckigkeit der sogenannten Freygeister nicht auf die Gemüthsart dieses Weltweisen schliessen. Er ist aus Irrthum, und nicht aus Bosheit des Herzens auf Abwege gerathen.

Philopon.

Allein Sie zeigten mir gestern, daß Spinosa die vorherbestimmte Harmonie behauptet habe. Wenn es nun sein Ernst gewesen wäre, sich von der Wahrheit zu überzeugen, wie leicht hätte er nicht daraus schliessen können, daß die Seele eine Kraft habe, und folglich eine besondere Substanz sey?

Neophil.

Ich glaube nicht, daß dieses unmittelbar aus dem System der Harmonie folge. Doch weil Sie mich an das gestrige erinnern; so erlauben Sie mir iezt, den Gedanken ihrer Beurtheilung vorzulegen, den ich im Vorbeygehen verrieth. Er betraf die Gestalt, unter welcher Spinosens Lehrgebäude mit der Vernunft und der Religion bestehen könne. Sie wissen, die Leibnitzianer legen der Welt gleichsam ein zweyfaches Daseyn bey. Sie hat, mit ihnen zu reden, vor dem Rathschlusse Gottes, unter möglichen Welten in dem göttlichen Verstande, existirt. Gott hat ihr, weil sie die beste war, vor allen möglichen Welten den Vorzug gegeben und hat sie ausser sich wirklich seyn lassen. Nun blieb Spinosa bey der ersten Existenz stehen. Er glaubte, es wäre niemals eine Welt ausser Gott wirklich geworden, und alle sichtbare Dinge wären bis auf diese Stunde nicht ausser Gott für sich bestehend, sondern immer noch bloß in dem göttlichen Verstande anzutreffen. Was nun die Leibnitzianer von dem Plane der Welt behaupten, so wie er in dem gött-

lichen Verstande antecedenter ad decretum existirt hat, das glaubte Spinosa von der sichtbaren behaupten zu können. Jene sagen, Gott habe sich die Möglichkeit der zufälligen Dinge vorgestellt, indem er seine eigene Vollkommenheiten nebst einem gewissen Grade der Einschränkung denken konnte. (*) Eben also behauptet Spinosa. „Alle einzelne Dinge drücken die göttliche Eigen„schaften nach einer gewissen eingeschränkten Art „aus.“ Der Charakter der zufälligen Dinge in dem Verstande Gottes (denn auch antecedenter ad decretum mußte die Zufälligkeit ihren unterscheidenden Charakter haben) ist, nach den Leibnitzianern, daß sie ohne eine unendliche Reihe von Ursachen nicht begriffen werden können; fast mit gleichen Worten behauptet Spinosa (**): „Der „Begrif eines einzelnen Dinges, das wirklich vor„handen ist, hat Gott zur Ursache, und zwar „nicht in so weit er unendlich ist; sondern in so „weit

(*) Wolfii Theol. nat. P. II. §. 92. Deus possibilia prima omni possibili modo limitat, & omnes eorundem limitationes quam distinctissime ac simul cognoscit.

(**) S. den 9ten Lehrsatz des zweyten Theils seiner Sittenlehre.

„weit in ihm der Begrif eines andern Dinges an-
„zutreffen ist, das ebenfalls wirklich vorhanden ist.
„Gleicher Gestalt ist Gott die Ursache dieses letz-
„tern, in so weit in ihm der Begrif eines dritten
„anzutreffen ist, und so unendlich fort.“ Was
kann ein gründlicher Weltweise an dieser Lehre
aussetzen, wenn sie auf die Welt, so wie sie in
dem göttlichen Verstande existirt hat, angebracht
wird?

Philopon.

Gut! das wäre also die Seite, von welcher
Spinosens System an der Wahrheit grenzet.
Damit haben Sie aber meinem Einwurfe noch
nicht begegnet. Wie konnte er einen Begrif von
der vorherbestimmten Harmonie haben, und
läugnen, daß die Seele eine Substanz sey?

Neophil.

Das wollte ich Ihnen so eben zeigen. — Die
Welt des Spinosa, haben wir gesehen, ist eine
idealische Welt; sie ist das, was nach Leibnitzens
System, vor dem Rathschlusse das Urbild zu die-
ser wirklichen Welt gewesen. Ueberlegen Sie nun-
mehr dieses. Muß nicht jede Erklärung von der

Gemeinschaft der Seele und des Leibes so wohl auf dieses ewige Urbild, als auf das sichtbare Nachbild desselben passen?

Philopon.

Unstreitig.

Neophil.

In diesem Urbilde nun ist der Begrif, der die menschliche Seele ausdrückt, keine Substanz, und hat keine besondere Kraft, die Veränderungen wirken könnte. Wenn also **Leibnitz** die Gemeinschaft der Seele und des Leibes in Rücksicht auf dieses Urbild hätte erklären sollen; so hätte er den Begrif, daß die Seele durch ihre eigene Kraft Veränderungen wirkt, verschweigen müssen, und dennoch blieb noch immer sein System von dem System der veranlassenden Ursachen himmelweit unterschieden. Denn nach seinem System lassen sich die folgende Vorstellungen in dem Urbilde von unserer Seele, aus den vorhergehenden verständlich erklären, welches nach dem System der veranlassenden Ursachen nicht geschiehet. Da aber **Spinosa** gar kein wirklich gewordenes Nachbild, sondern blos das Urbild gestattet; so hat er freilich

lich einen Begrif von der Harmonie haben können, ohne daraus zu schliessen, daß die Seele eine für sich bestehende Kraft habe. Da sehen Sie nun, wie wenig die Harmonie allein hinreichend gewesen, ihn aus seinem Irrthume zu reissen.

Philopon.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, und sehe nunmehr, wie viel wir Spinosens Irrthume zu verdanken haben. Es war nur ein kleiner Schritt von ihm zur Wahrheit. Man glaubet insgemein, daß Spinosa zwischen nothwendigen und zufälligen Dingen keinen Unterscheid mache; allein ist es nicht genug, daß er mit ausdrücklichen Worten behauptet, das Nothwendige lasse sich aus den göttlichen Eigenschaften, in so weit er unendlich ist, das Zufällige hingegen, in so weit in ihm eine unendliche Reihe anderer Zufälligkeiten anzutreffen ist, verständlich erklären? Sein Irrthum war also ganz etwas anders, als was vielleicht alle seine Widersacher dafür ansehen. — — Doch was muß ihn wohl bewogen haben, Gott die Freyheit abzusprechen?

Neophil.

Wenn er irgend zu einem Irrthume unschuldig gekommen ist; so war es ganz gewiß dieser. Er sah blos die Indifferentia äquilibrii für eine ächte Freyheit an, und diesen Irrthum hat er mit unzähligen rechtgläubigen Weltweisen gemein. Es fehlte ihm aber an Scharfsinnigkeit nicht, einzusehen, daß die Wahl eines verständigen Wesens allezeit durch Bewegungsgründe bestimmt werde; daher hielt er diese Indifferenz für unmöglich und sprach allen verständigen Wesen die Freyheit ab. **Leibnitz** hat diesen Irrthum glücklich zerstreuet und unumstößlich dargethan, daß die ächte Freyheit in einer Wahl des Besten bestehe; und daß die Bewegungsgründe die Wahl bestimmen und den blossen Zufall aufheben, niemals aber eine Nothwendigkeit zuwege bringen könnten. Man bewundere den Eigensinn der Menschen! **Leibnitz** hätte für die Entwickelung dieses Begrifs, beynahe für einen Spinosisten gelten müssen.

Philopon.

Genug für heute! Lassen Sie mich erst mit dieser neuen Aussicht bekannt werden, die Sie

mir

mir heute gezeigt, und morgen ein mehreres. Ich sehe wohl, die Anmerkung, die Baco von den Weltweisen insbesondere gemacht, gilt auch von der Weltweisheit überhaupt. Beyde haben in ihrem Fortgange einerley Schicksal. Anfangs abergläubisch, alsdenn ungläubig und endlich rechtgläubig.

Neophil.

Vergessen Sie aber auch dabey nicht, daß Gott in der Welt alles zum Guten lenkt. Spinosens gefährliche Irrthümer mußten der Wahrheit zum Vortheil gereichen.

Drittes Gespräch.

Philopon. Neophil.

Philopon.

Nach ihren Reden also zu urtheilen, sollte man wohl gar glauben, daß Leibnitzens Meinungen wirklich erhebliche Einwendungen gelitten hätten.

Neophil.

Nein; daß sie dergleichen gelitten hätten, möchte ich wohl selbst nicht gern sagen. Aber = =

Philopon.

Sie wissen dieses Aber sehr bedenklich zu dehnen. Nur heraus — — Sie wollen sagen, was nicht geschehen sey, könne noch geschehen. Nicht?

Neophil.

Vielleicht! Nur glauben sie nicht, daß ich mir einbilde, dieser neue Held selbst zu werden.

Philopon.

Eine bescheidne Wendung, die mich aber nicht abhalten wird, weiter in Sie zu dringen. — — Wenigstens müßte dieser neue Held, wie sie ihn nennen,

nennen, ein ganz besondrer Kopf seyn. Er müßte alle Gegner, die Leibnitz jemals gehabt hat, an Scharfsinnigkeit übertreffen.

Neophil.

O nein. An Scharfsinnigkeit eben nicht. Wenn er sie nur an kaltem Blute, und an einer gewissen Biegsamkeit überträfe. Denn die meisten, —— ja, ich wollte fast sagen: alle —— schien ein gewisser Handwerksneid verblendet zu haben. Sie fielen unsern Weltweisen mit stürmischer Hitze von der ersten, der besten Seite an, ohne zu untersuchen, ob er ihnen nicht von eben dieser Seite an Macht überlegen wäre.

Philopon.

Wozu sollten sie dieses untersuchen? Kann man eine Unwahrheit nicht von allen Seiten mit gutem Erfolge widerlegen?

Neophil.

Sie würden Recht haben, wenn ich vermessen genug wäre, zu behaupten, daß Leibnitz nichts als Unwahrheiten gelehrt habe. Allein, da dieser, in Ansehung der unzehlichen Wahrheiten, durch die er den menschlichen Verstand weit über den vorher

vorher gebahnten Weg hinausgeführet, sehr wenige sind; da sie noch dazu sehr tief versteckt liegen: so ist es ganz etwas anders. Ein aufgebrachter Geist wird sie übersehen, und ein unbiegsamer wird sie nicht zu verfolgen wissen.

Philopon.

Ein unbiegsamer? Was verstehen Sie damit?

Neophil.

Ich verstehe einen solchen, welcher zu stolz oder zu ungeschickt ist, sich nach der Denkungsart seines Widersachers zu bequemen, und es also unterlassen muß, desselben eigne Waffen wider ihn zu brauchen. **Leibnitzen** glücklich anzugreifen, muß man vorher selbst ein Leibnitzianer werden. Man muß mit seinen Hauptsätzen, mit seinen Erklärungen vorher eben so vertraut werden, als der ächteste Schüler, welcher nichts als auf seine Worte schwören will. Und alsdann muß man die Schwierigkeiten nicht gesucht, sondern gefunden haben. Man muß darauf gestossen seyn; an der Seite des Führes selbst, muß man darauf gestossen seyn. Man muß kein ander Verdienst

dabey

dabey haben, als dieses, daß man die Augen nicht vorsetzlich dabey verschlossen.

Philopon.

Nun wahrhaftig von so einer Schwierigkeit, wäre ich sehr begierig ein Exempel zu hören. — — Sie hätten so nachdrücklich davon gesprochen, und sollten keins anzuführen haben?

Neophil.

Daß man mit Ihnen doch immer weiter muß, als man sich vorgesetzt hat! Ich werde schon mit einem hervorrücken müssen. — — Sagen Sie mir also, was lehret **Leibnitz** von der Unendlichkeit der Welt?

Philopon.

Wenn Sie von der Schöpfung in der Zeit reden; so glaubte **Leibnitz**, daß sie durch die Vernunft weder hinlänglich erwiesen, noch widerlegt werden könne. Die Offenbarung muß den Ausspruch thun, und es scheinet, als ob diese sie annehme.

Neophil.

Leibnitz wird doch aber wenigstens ihre Möglichkeit von allen Schwierigkeiten befreyet haben?

Philo-

Philopon.

Hierzu ist genug, daß sie weder in sich einen Widerspruch enthält, noch irgend einer andern bestätigten Wahrheit zuwider läuft.

Neophil.

Kann sie denn aber mit den göttlichen Eigenschaften bestehen? Und wodurch hat Leibnitz die Schwierigkeit aufgelöset, die so alt ist, als die Weltweisheit selbst: **warum** nehmlich **die Welt nicht eher erschaffen worden?**

Philopon.

O, wenn Sie weiter nichts haben! — — Diesem Einwurfe hat der Leibnitzische Begrif von der Zeit längstens den Garaus gemacht. Es ist nichts ungereimters als sich da ein eher zu gedenken, wo noch keine Reihe der Dinge, und folglich keine Zeit vorhanden gewesen.

Neophil.

Da haben wirs! Würde ich nun nicht von ihnen, mein lieber Leibnitzianer, mit Schimpf abgewiesen seyn, wenn ich nicht ihre Sprache reden könnte? Lassen Sie mich also diese meine Frage darinne wiederhohlen: Warum hat Gott nicht

nicht zu der Kette der Dinge a parte ante noch einige Glieder hinzugethan?

Philopon.

Nur Geduld! Auch hierauf hat **Leibnitz** geantwortet. Er sagt, wenn es wahr ist, daß die Welt in einer Zeit geschaffen worden ist, so müssen diejenigen Dinge, die a parte ante hätten hinzugethan werden sollen, nicht zu der besten Welt gehört haben.

Neophil.

Recht! Und hier war es eben, wo ich Sie erwartete. — — Machen Sie sich nunmehr nur auf kategorische Antworten gefaßt; denn ich frage weiter. — — Hat nicht ein jeder Zustand der Welt seinen zureichenden Grund?

Philopon.

Ja wohl!

Neophil.

Kann der erste augenblickliche Zustand dieser sichtbaren Welt nicht aus einem vorhergehenden möglichen Zustande erkläret werden.

Philopon.

Ich begreife noch nicht, was Sie hiermit sagen wollen?

Neophil.

Neophil.

Ich will mich deutlicher ausdrücken. Gesetzt b. c. d. e. stellen die Reihe der wirklichen Dinge vor. Nun kann, wie Sie selbst sagen, e. aus d, d. aus c, und c. aus b. verständlich gemacht werden. — —

Philopon.

Das kann es.

Neophil.

So frage ich dann, ob kein Zustand a möglich sey, daraus, wenn er wirklich vorhanden gewesen wäre, der Zustand b hätte begriffen werden können?

Philopon.

Noch sehe ich nicht recht, worauf alle diese Fragen zielen. Indessen kann ich die letztere nicht anders, als mit Ja beantworten.

Neophil.

Das ist Schade! Sie werden mich also wider alles Vermuthen am Ziele finden. Ich sage, wenn dieser Zustand a möglich gewesen ist; so hätte er auch wirklich seyn können, und die Zustände b. c. d. e. welche die Reihe der besten Welt vorstel-

vorstellen, wären natürlicher Weise daraus gefolgt. Folglich hat a der besten Welt unbeschadet existiren können. Warum hat aber Gott nicht mit ihm den Anfang gemacht? — — Sie sehen wohl, daß man diese Frage bis in das Unendliche hinaus führen kann.

Philopon.

Sie haben mich wirklich aus einem kleinen Posten vertrieben. Doch geben Sie Acht, ich sitze schon in einem andern wieder fest. Ich verlange nehmlich, daß ein Vertheidiger des Leibnitzischen Systems sich in die Schranken der Weltweisheit einschliessen muß, ohne darauf zu denken, wie er die Lehren einiger Gottesgelehrten zugleich mit beschützen wolle. Die Unendlichkeit der Welt kann ohnedem nach seinen Lehren mit der heiligen Schrift sehr wohl bestehen, weil nach denselben nichts deutlicher ist, als der Unterscheid zwischen der Unendlichkeit Gottes und der unendlichen Dauer der Welt, so wenig ihn auch die Alten einzusehen vermochten.

Neophil.

Meine Absicht war auch gar nicht, diesen Einwurf wider das System ihres Weltweisen zu richten. Ja, was noch mehr ist; ich glaube nicht einmal, daß meine Schlüsse hinreichen, die Unendlichkeit der Welt ausser Zweifel zu setzen. Ich habe nur zeigen wollen, wie auch ein Leibnitz selbst die Augen des Verstandes nicht überall haben kann, wenn er Wahrheiten auf Wahrheiten thürmet, und gleich den Riesen den Pelion auf den Ossa setzt, um den Himmel zu ersteigen.

Philepon.

Aber ihn in einer ganz andern Absicht zu ersteigen, als jene Riesen des Alterthums, welche die Götter daraus verjagen wollten. Seine Kühnheit war eine fromme Kühnheit, welche alle unsre Verehrung verdienen würde, wenn es ihr auch ganz und gar mißlungen wäre. Doch weit gefehlt; seine Kräfte waren so groß als sein Muth, und beide groß genug in dem Reiche der Wahrheit Eroberungen zu machen, die aller Weltweisen Bewunderung und Dank verdienen.

Neophil.

Wer wird es wagen, Leibnitzen einen unsterblichen Ruhm abzusprechen? Leibnitz und Newton! Ich kann diese grosse Namen nicht aussprechen, ohne dem Allerhöchsten, wie jener Schüler des Plato gethan, zu danken, daß er mich nach ihnen hat gebohren werden lassen. In der That, wenn ich geschaffen bin, die Werke Gottes zu betrachten; so kann ich itzt den Zweck meines Daseyns besser erfüllen, denn ich sehe itzt die Werke Gottes mit ganz andern Augen an, als ich sie vor diesen grossen Männern angesehen haben würde. Ich verwundre mich auch keinesweges, daß die Natur mit solchen ausserordentlichen Genies so sparsam ist; sie muß uns langsamern Köpfen Zeit lassen, ihnen zu folgen, wenn sie sich nicht allzuschnell über unsere Sphäre erheben sollen. Wir würden wie der Vogel Jupiters hinter dem Dichter, hinter ihnen her keichen, und sie nicht mehr sehen.

Philopon.

Ich höre Sie in dieser panegyristischen Hitze mit Vergnügen.

Neophil.

Mein Philopon! Nach dem Lobe der Gottheit, ist das Lob der Tugend und der Weisheit die angenehmste Pflicht. Indessen muß uns die Hochachtung für den Mann, nicht verführen, seine Gedanken und Meinungen blindlings und ohne Prüfung anzunehmen. Wir haben vorhin von Einwürfen wider das Leibnitzische Lehrgebäude geredet. Ich glaube, daß die vornehmsten Lehren desselben nicht völlig dawider gesichert sind.

Philopon.

Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen ohne Beweis glauben soll.

Neophil.

Eben so wenig, als ich es ohne Beweis wollte gesagt haben. —— Die Lehre von der besten Welt selbst, diese natürliche und ungezwungene Lehre, die aus dem Begriffe einer unendlichen Weisheit unmittelbar zu folgen scheinet, ist noch nicht von allen Einwürfen befreyet. Leibnitz selbst hat sich in seiner Theodicee einen sehr wichtigen Zweifel dawider gemacht, und wenn ich dieses vortrefliche Werk bey der Hand hätte, so

könnte ich Ihnen zeigen, wie unzuverläßig und gleichsam oben hin er diesem Zweifel abhilft.

Philopon.

Sie werden sich doch wenigstens der Gedanken zu entsinnen wissen; oder ist es unumgänglich nöthig, seine Worte anzuführen?

Neophil.

Hier sind sie! Ich erinnere mich, daß ich die ganze Stelle in mein Handbuch abgeschrieben habe. „Es möchte jemand einwenden, heißt es, „es wäre unmöglich das Beste (die beste Welt) „hervorzubringen, weil es keine vollkommene „Creatur giebt, und weil immer eine vollkommenere hervorgebracht werden kann. Ich antworte, was sich von einer besondern Substanz „sagen läßt, die allemal von einer andern übertroffen werden kann, das muß man nicht auf „die ganze Welt deuten, welche, weil sie in alle „künftige Ewigkeit dauern soll, etwas unendliches „ist. — —„ Was dünkt Ihnen von dieser Antwort?

Philopon.

Er hat vermuthlich damit sagen wollen, die Welt könne in ihrer Art wirklich die vollkommenste seyn, weil nùr ein endliches Wesen allemal von einem andern übertroffen werden könne; die Welt hingegen sey als ein unendliches Wesen anzusehen, weil sie unendlich viel Creaturen in sich faßt, und diese in Ewigkeit dauern sollen.

Neophil.

Unmöglich kann Leibnitz diesen Gedanken überlegt haben, oder er muß mit Spinosen in einerley Irrthum verfallen seyn, und mit ihm geglaubt haben, es könnte aus einer unendlichen Menge endlicher Vollkommenheiten eine unendliche gleichsam zusammen gekleistert werden. Ein Irrthum, den Wolf glücklich bestritten, und dessen Gegentheil er mit unumstößlichen Gründen dargethan hat. Nach Wolfens Widerlegung ist gar nicht mehr zu zweifeln, daß nicht die endlichen Vollkommenheiten aller Theile der Welt zusammen genommen, eine bloß endliche Vollkommenheit ausmachen sollten. Es kann also allemal eine grössere geben, denn sonst wäre sie nicht endlich;

und die Leibnitzische Auflösung des von ihm selbst vorgebrachten Zweifels hält keinen Stich.

Philopon.

Sie schliessen zu übereilt. Leibnitz scheinet ihrem Einwurfe zuvorgekommen zu seyn, denn, wie ich mich selbst erinnere, so setzt er zu den angeführten Worten hinzu, daß die Welt nicht als eine besondere Substanz betrachtet werden könne, weil sie aus unendlich vielen Creaturen bestehet, eben so wenig, wie man von einer unendlichen Zahl sagen kann, ob sie grade oder ungrade sey. Er sagt also nicht, daß die endlichen Vollkommenheiten zusammengenommen eine Unendlichkeit ausmachen; sondern er behauptet vielmehr, daß die Welt eine unendliche Menge Vollkommenheiten in sich faßt, die niemals zusammen genommen werden können, und also gleich das Gegentheil von Spinosen.

Neophil.

Wenn Leibnitz irgendwo sein eigen System aus den Augen gesetzt hat; so ist es gewiß bey dieser Stelle geschehen. Eine unendliche Zahl, eine unendliche Linie, sind nichts anders als Zahlen und

und Linien, deren Grenzen man nicht bestimmt. Wenn Euclides eine Linie ziehen heißt, welcher er keine Grenzen fest setzen will, so sagt er allezeit: Ziehet eine unendliche Linie. In diesem Verstande sagen die Leibnitzianer auch, die Materie sey unendlich theilbar, und eben deswegen kann man auch nicht sagen, ob eine unendliche Zahl gerade oder ungerade sey. Mit welchem Grunde aber kann dieses von der Menge der wirklich existirenden Substanzen behauptet werden? Müssen diese nicht, nach Leibnizens Begriffen selbst von allen Seiten her vollkommen bestimmt seyn? Wie kann also ihre Anzahl unbestimmt bleiben?

Philopon.

In der That; Sie setzen mich in Verwirrung. Sie sollten mir ein Lehrgebäude zerrütten, welches ich mit guten Grunde annehmen zu können geglaubt habe?

Neophil.

Ich habe Ihnen schon gesagt, die Lehre von der besten Welt fließt unmittelbar aus den göttlichen Eigenschaften, und Bayle selbst hat sie von dieser Seite betrachtet, zugeben müssen. Da sie

also ihre erwiesene Gewißheit hat; so müssen uns die wichtigsten Einwürfe nicht abhalten, ihr beyzupflichten. Sie können uns aufmerksam machen, und zum Nachdenken ermuntern; aber die einmal erwiesene Wahrheit stehet fest, so lange die Stützen nicht erschüttert werden, auf welchen sie ruhet. Ich möchte auch diese Leibnitzische Lehre, um meiner eigenen Ruhe Willen, nicht gern entrathen, denn sie ist das einzige, das mich in Zufriedenheit setzen kann. Die geringste Gegenstände, die um mich sind, erlangen durch die Betrachtung, daß sie Theile der vollkommensten Welt sind, eine Erhabenheit, die sie verehrungswürdig macht.

Viertes Gespräch.

Kallisthen. Numesian.

Numesian.

Welcher Mahler, welcher Bildhauer hat je zwey Stücke verfertigt, die sich vollkommen ähnlich waren? Ja so gar — —

Kallisthen.

Halten Sie ein, liebster Freund! Sie sind unrecht. Wollten Sie nicht wider den Satz des nicht zu unterscheidenden streiten?

Numesian.

Nun?

Kallisthen.

Glei wohl führen sie eine Erfahrung an, darauf sich die Verfechter dieser Meinung am meisten berufen können.

Numesian.

Keinesweges! Diese Erfahrung lehrt uns nur, daß zwey ähnliche Dinge verfertigen, alle menschliche Geschicklichkeit übertrift. Wird aber die Hervorbrin-

vorbringung derselben nicht eben deswegen als ein Vorrecht der göttlichen Kunst angesehen werden können?

Kallisthen.

Ich kann dieses auf eine kurze Zeit gelten lassen, ob ich gleich noch vieles dawider hätte. Allein was folget hieraus zum Nachtheile der Leibnitzianer?

Numesian.

Das sollen Sie bald hören. Fordern Sie nur dasjenige nicht wieder zurück, was Sie mir jetzt eingeräumet haben. Was denken Sie wohl, sind zwey nicht zu unterscheidende Dinge schlechterdinges unmöglich?

Kallisthen.

Alsdenn nicht, wenn sie in verschiedener Verbindung der Zeit und des Raums existiren sollen.

Numesian.

Gut! Und also kann die göttliche Allmacht wirklich solche zwey Dinge hervor gebracht haben?

Kallisthen.

Ohnstreitig, wenn die göttliche Weisheit nicht an mannigfaltigen Dingen mehr Gefallen gehabt haben müßte.

Numesian.

Sie haben immer ihr bedächtiges **wenn** in Bereitschaft, damit Sie sich ja nicht verfangen. Doch dieses mal wird Sie Ihr **Wenn** nicht schützen. Denn wo vollkommen ähnliche Dinge mehr Kunst beweisen als mannigfaltige; wo sie, sage ich, als ein Charakter der göttlichen Einsicht angesehen werden können, so muß die göttliche Weisheit nothwendig an ihnen mehr Gefallen gehabt haben.

Kallisthen.

Es wäre ewig Schade wenn **Voltaire** über **Leibnitzen** siegen sollte. Denn ich muß es Ihnen nur sagen, dieser Franzose hat ihren Einwurf irgendwo in seinen kleinen philosophischen Schriften vorgetragen. Allein es steht unsern witzigen Nachbaren überhaupt sehr schlecht an, wenn sie sich in metaphysischen Sachen zu Richtern aufwerfen wollen. Sie sind zu unstät irgend eine systematische Schrift mit gehöriger Anstrengung durchzulesen. Sie begnügen sich, wie sie sich aus Eitelkeit dessen zu rühmen pflegen, hier und da einige Blümchen aufzusuchen; allein diese Blümchen

chen verwelken unter ihren Händen. Voltaire wird ganz gewiß nicht mehr, als höchstens einen Blick in die Theodicee des Leibnitz gethan haben; denn Leibnitz war doch immer noch ein Deutscher, ob er gleich seine Theodicee französisch geschrieben. Nun mag er von ohngefehr erblickt haben, Leibnitz behaupte, es sey der göttlichen Weisheit unanständig, zwey nicht zu unterscheidende Dinge in die Welt zu setzen; und er glaubte ganz gewiß gelesen zu haben, es würde mehr Geschicklichkeit erfordert, mannigfaltige Dinge, als vollkommen ähnliche zu verfertigen. Aus diesem Irrthume entstand sein Einwurf. — Nun hören Sie aber, wie es Leibnitz genommen hat. Sie wissen, er hat durch unumstößliche Beweise dargethan, daß die göttliche Weisheit nichts ohne zureichenden Grund wehlen könne. Wenn also zwey nicht zu unterscheidende Dinge in verschiedenen Orten, oder zu verschiedenen Zeiten, angetroffen werden sollen: so muß sich nothwendig begreifen lassen, warum das eine vielmehr hier als da, oder vielmehr zu dieser als zu jener Zeit vorhanden ist. Da aber in den Dingen selbst kein

Unter-

Unterscheid zu finden seyn soll, der Raum und die Zeit aber an sich selbst der Wahl keinen Ausschlag geben können: so kann kein Bewegungsgrund den göttlichen Willen bestimmt haben, und es kann unmöglich eine Wahl geschehen seyn. Sehen Sie nunmehr, warum Leibnitz sagt: vollkommen ähnliche Dinge wären der göttlichen Weisheit unanständig? Nicht, daß mannigfaltige etwa mehr Geschicklichkeit erforderten; sondern weil die Weisheit alles der Zeit und den Ort gemäß einrichtet; so kann sie an verschiedenen Orten oder zu verschiedenen Zeiten nicht einerley hinsetzen.

Numesian.

Ich bin beschämt. Diesesmal haben Sie mir den Sieg allzugeschwind aus den Händen gerissen, und aller Tadel, den sie auf **Voltairen** geworfen, fällt mit gleichem Rechte auf mich zurück.

Kallisthen.

Voltairen verzeihet man endlich gern, daß er es in seinen Schriften an Gründlichkeit hat fehlen lassen. Er bleibt doch immer für diejenige noch gründlich genug, welche die Philosophie von

ihm

ihm erlernen wollen. Allein es wagen Leute von höherer Einsicht, in der Weltweisheit manchen witzigen Ausspruch und glauben die schwehrsten Streitfragen durch glückliche Einfälle entscheiden zu können.

Numesian.

Sie meinen etwan den Weltweisen, der letzthin wider den Leibnitzischen Satz des nicht zu Unterscheidenden eine ganze Abhandlung — — —

Kallisthen.

Rathen Sie nicht, wenn ich meine. Es giebt dergleichen unbefugte Richter in der Anarchie der Weltweisheit zu viel, als daß wir beide zu gleicher Zeit auf einem treffen sollten. Ich rede von dem Verfasser der Pensées sur la liberté; einem Gelehrten, dem es gewiß an Talenten nicht fehlt, den Namen eines wahren Weltweisen zu verdienen. Allein an Geduld muß es ihm nothwendig gefehlt haben, seine Einfälle zu zergliedern, und sie bis auf die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß zurück zu führen.

Numesian.

Gut, gut; diesen Mangel der Geduld hat er noch mit manchen gemein. Ich selbst habe mich niemals überwinden können, die ganze Ontologie nach der Ordnung mit Aufmerksamkeit zu lesen. Es gehört wirklich eine Art von Selbstverleugnung dazu, von dem steilen ungebahnten Wege, worauf man zur Wahrheit zu gelangen glaubt, zurück zu kehren, um sich auf der Ebene im Gehen zu üben.

Kallisthen.

Und gleichwohl thut niemand einen sichern Schritt auf der Anhöhe, der nicht vorher in der Ebene seine Tritte abzumessen gelernt hat. — — Eben aus der kleinen Schrift, von der wir jetzt reden, kann ich ihnen einige Exempel anführen, wie leicht die scharfsinnigsten Köpfe, aus Mangel einer hinlänglichen Kenntniß der Ontologie, fehlen können. Sie werden sich unstreitig zu erinnern wissen, was der Verfasser in einer Anmerkung für einen Beweis von dem Satze des nicht zu Unterscheidenden verspricht. Er hält nehmlich dafür, man könne alle einzelne Dinge

zu gleicher Zeit als Arten und Geschlechter betrachten. Als Arten, in Ansehung derjenigen Geschlechter, in welchen sie unmittelbar enthalten sind, und die man insgemein für die untersten Arten anzusehen pflegt. Als Geschlechter hingegen, in Betrachtung ihrer verschiedenen Abänderungen, denen sie unterworfen sind, und die wiederum ihre Unterarten haben, und so unendl ch fort. Nun sagt er ferner, da es ganz ungereimt sey, zwey vollkommen ähnliche Arten oder Geschlechter in der Natur anzunehmen: so könne dieses eben so wenig von zweyen einzelnen Dingen behauptet werden, denn die Reihe der Arten und Geschlechter gehet, seiner Meinung nach, bis ins Unendliche fort.

Numesian.

Nun? finden Sie denn an diesem Beweise etwas auszusetzen?

Kallisthen.

Wenn es wahr ist, was dieser Schriftsteller versichert, daß ihn nehmlich diese Gründe lange Zeit vorher auf den Satz des nicht zu Unterscheidenden geführt haben, ehe ihm bekannt war, daß

es eine Leibnitzische Weltweisheit gebe; wenn dieses wahr ist, sage ich: so haben wir ein Exempel mehr, wie wenig von der Richtigkeit der Folgerung auf die Wahrheit der Gründe geschlossen werden kann. Denn erstlich ist es falsch, daß ein einzelnes Ding gegen seine Abänderungen als ein Geschlecht sollte angesehen werden können. Ein Ding gehört alsdenn erst zu den Individuis, wenn alles was ihm zukommen kann, vollkommen bestimmt ist. So lange noch nicht ausgemacht ist, ob ihm dieses oder jenes zukomme, oder nicht zukomme; so lange gehört das Ding noch zu einer Art, oder zu einem Geschlechte, und kann nirgends anders, als in der Absonderung anzutreffen seyn: denn der Begrif einer Art ist etwas allgemeines, dergleichen in der Natur nirgend anders, als in den darunter begriffenen Individuis gefunden wird. Ein jeder weis, daß alles an einem Dinge, seine Modificationen nicht ausgenommen, vollkommen bestimmt seyn muß, wenn es wirklich existiren soll. Nun sagen Sie mir einmal, wie hat unser Schriftsteller glauben können, bey einem einzelnen Dinge, einem Dinge, das von

allen

allen Seiten her vollkommen determinirt ist, noch Unterarten anzutreffen? Oder hat er irgend behaupten wollen, es wäre nie ein Ding von allen Seiten her bestimmt? Wie ist es denn möglich daß es vorhanden seyn kann?

Numesian.

Allein dringen Sie auch unserm Weltweisen nicht eine Definition von Arten und Geschlechtern auf, zu der er sich niemals verstehen dürfte? Sie nehmen die Wolfische Definition von einer Art an; er aber mag vielleicht darunter nichts anders, als eine Menge ähnlicher Dinge zusammen genommen, verstanden haben, ohne daß es nöthig sey, die völlige Bestimmung dieser einzelnen Dinge aufzuheben. Sie können immer noch in etwas unterschieden seyn, und dennoch zusammen genommen eine gewisse Art, oder ein gewisses Geschlecht ausmachen.

Kallisthen.

Gut! Er kann die Worte nehmen, wie er will, die Sache bleibt deswegen immer noch einerley.

nerley. Ich sage, nach eben dieser Erklärung müssen alle Dinge zu einerley Art gehören, die eben dieselbe Aehnlichkeit mit einander gemein haben; denn ihr besonderer Unterschied kömmt hierbey gar nicht in Betrachtung. Sehen Sie nunmehr, warum es ungereimt ist, zwey vollkommen ähnliche Arten anzunehmen? Allein wie kann man dieses auf zwey einzelne Dinge ziehen? Warum können diese nicht vollkommen einerley Abänderungen haben und in verschiedener Verbindung des Raums und der Zeit existiren? Ich finde zwischen diesen beyden Sätzen nicht die mindeste Verbindung. Zwey Arten können unmöglich in Ansehung des Raums oder der Zeit unterschieden seyn, weil Raum und Zeit bey der Bestimmung der Arten und Geschlechter gar nicht in Betrachtung kommen; warum kann dieses aber nicht von einzelnen Dingen gesagt werden? Jedoch vielleicht hat unser Schriftsteller nur erweisen wollen, es könnten keine zwey vollkommen ähnliche Dinge zu gleicher Zeit und in eben demselben Raume angetroffen werden? Wenn dieses ist; so hat er vollkommen Recht. Allein alsdenn enthält

hält seine Lehre nichts, als was man Jahrhunderte vor Leibnitzen eingesehen hat, und sie ist noch sehr weit von demjenigen entfernt, was man den Satz des nicht zu Unterscheidenden nennet.

Numesian.

Es thut mir wirklich leid, daß ich Ihnen Recht geben muß. Denn da Leibnitz von seinem Lehrsatze keinen Beweis gegeben: so wäre es wirklich zu wünschen, daß die Gründe unsers Schriftstellers eben so richtig als neu wären.

Kallisthen.

Haben wir nicht Gründe genung, welche die Wahrheit dieses Lehrsatzes auf eine überzeugende Art darthun? Es ist wahr, Leibnitz scheinet sich mit der Induction begnügt zu haben; allein haben es seine Nachfolger an Beweisthümern fehlen lassen? Nichts kann, meinem Urtheile nach, überzeugender seyn, als der Beweis den Wolf davon gegeben. Ja aus der allgemeinen Harmonie aller Dinge fliesset dieser Satz so natürlich, daß man unmöglich diesen be-

streiten kann, ohne jene zu läugnen. Denn wenn alles auf das genaueste mit einander verknüpft ist; so können in verschiedener Verbindung des Raums und der Zeit unmöglich zwey vollkommen ähnliche Dinge anzutreffen seyn, ohne daß die ganzen Reihen von beiden Seiten sich vollkommen ähnlich wären. Wie gehet dieses aber an, wenn wir diese beiden Dinge nicht in zwey ähnliche Welten versetzen wollen?

Numesian.

Je nun! Wenn es weiter nichts ist; so wollen wir immer zwey ähnliche Welten vorhanden seyn lassen. Wer die Existenz zweyer nicht zu unterscheidenden Dinge annimmt; der wird ganz gewis kein Bedenken tragen, mit dem Democritus auch vollkommen ähnliche Welten für möglich zu halten.

Kallisthen.

O! des Democritus Meinung hält den Angrif der Leibnitzianer noch weit weniger aus.

Nichts wird ihnen leichter, als die Unmöglichkeit vieler Welten, die sich vollkommen ähnlich sind, zu beweisen. Denn entweder werden sie mit einander verknüpft seyn, oder nicht. Sind sie es, so machen sie nicht mehr als eine einzige Welt aus, denn alles gehört durchgehends zu einer einzigen Kette. Sind sie es nicht; so müssen sie entweder in etwas verschieden seyn, oder sie sind sich vollkommen ähnlich. Im ersten Falle kann unmöglich etwas vollkommen ähnliches in beiden Welten anzutreffen seyn, weil in jeden eines mit allem auf das genaueste verknüpft seyn muß, und im letztern Falle sind diese Welten gar nicht von einander zu unterscheiden. Ich meine, sie sind auch nicht einmal durch den Raum, oder durch die Zeit zu unterscheiden, und ihre Verschiedenheit ist eine blosse Chimäre.

Numesian.

Eine blosse Chimäre? Und warum? Heißt dieses nicht den Satz des nicht zu Unterscheidenden

denden voraussetzen, eben da man ihn beweisen sollte?

Kallisthen.

Nicht doch! Sie wissen, daß zwey ähnliche Dinge, die auch nicht einmal durch den Raum, oder durch die Zeit erkannt und von einander unterschieden werden können, Jahrhunderte vor Leibnitzen eben so viel galten, als zwey Dinge, die nicht zwey sind. Man mag einen einzigen Begrif so vielmal hinsetzen, als man immer will, so machen diese Hinsetzungen nur deswegen eine Vielheit aus, weil die eine, entweder nach der andern, oder neben der andern angenommen wird. Was heißt dieses aber anders, als, weil sie in einem verschiedenen Raume, oder zu verschiedenen Zeiten angenommen werden? Hebt man diesen Unterscheid auf, so werden alle diese Begriffe gleichsam zusammen fliessen, und bloß ein einziges Ding ausmachen. Wenn Leibnitz die innere Möglichkeit zweyer ähnlichen Dinge zuge-

zugesteht; so verstehet er es nur so, daß Gott sich eben dasselbe Ding in verschiedener Verbindung der Zeit, oder des Raumes vorstellen, und auch wirklich hervorbringen könne, wenn er es vermöge seiner unendlichen Weisheit für gut befände.

Numesian.

Also kann sich Gott selbst keine zwey Dinge vorstellen, die nicht entweder einen innerlichen oder wenigstens einen äusserlichen Unterscheid haben?

Kallisthen.

Eben so wenig, als er sich zwey Dinge vorstellen kann, die nicht zwey sind.

Numesian.

Nunmehr, gute Nacht Hazard! —— Oder haben Sie es noch nicht gelesen, was für Mühe sich eben dieser Verfasser in einer neuern Schrift (du Hazard sous l'empire &c.) giebt, den Leibni-

tianern ein Ohngefehr aufzudringen, nach welchen ihr Gott zu wirken genöthiget seyn soll? Nunmehr sind seine Figuren ganz gewiß vergeblich angebracht. Denn die zwey vollkommen ähnlichen Dinge, die er in dem göttlichen Verstande vor der Schöpfung annimmt, davon Gott eines auf Gerathewohl gewehlt haben müßte, können, mit Leibnitzen zu reden, nichts anders seyn, als ein einziger Begrif, den sich Gott in verschiedener Verbindung des Raums, oder der Zeit vorgestellt hat. Er hatte also nur zwischen zwey verschiedenen Verbindung zu wählen, wobey es unmöglich an Bewegungsgründen gefehlt haben kann, seinen Willen zu bestimmen.

Kallisthen.

Ich habe diese kleine Premontvalsche Schrift noch nicht gelesen; allein alle Einwürfe dieses Schriftstellers wider die Leibnitzische Weltweisheit, sind fast von gleichem Schlage. Man darf nur

die

die Ontologie ein wenig zu Rathe ziehen, um die Schwäche seiner Gründe vollkommen einzusehen. Der Haupteinwurf, auf welchen er sich in seinen pensées sur la liberté allenthalben stützt, und der wider den Leibnitzischen Unterschied zwischen nothwendigen und zufälligen Wahrheiten, gerichtet ist, ist meines Erachtens nichts als ein spitzfündiger Trugschluß, dessen Blösse man mit leichter Mühe entdecken kann.

Numesian.

Und gleichwohl kenne ich so manchen eifrigen Leibnitzianer, den dieser Einwurf in Verlegenheit gesetzt hat. Sie konnten unmöglich einen Unterscheid finden, zwischen der Bedingung, die eine jede mathematische Wahrheit voraussetzt, und zwischen derjenigen, die zu einer so genannten zufälligen Wahrheit erfordert wird.

Kallisthen.

Dies kann seyn; denn die eifrigsten Leibnitzianer sind nicht immer diejenigen, die

sich seine Gründe am besten zu Nutze zu machen wissen. Der Geist der Parteylichkeit blendet die Augen der scharfsichtigsten Weltweisen. — — — Wir werden uns heute nicht lange unterhalten können. Aber doch noch ein Paar Worte! Und mehr braucht es auch nicht als ein Paar Worte, Ihnen zu zeigen, daß sich die ganze Schwierigkeit, die man in dieser Lehre zu finden geglaubt, bloß auf einen Mißverstand gründet. **Premontval**, so wie diejenigen, die seine Gründe nicht zu widerlegen gewußt, haben geglaubt, es wäre zu einer bedingten Wahrheit genug, wenn man sich des Wörtchens **Wenn** dabey bedienen könne. Sie haben sich daher billig verwundert, da sie gesehen, sie könnten alle mathematische Wahrheiten mit einem **Wenn** ausdrücken. **Leibnitzen** und **Wolfen** hingegen würde dieses gar nicht befremdet haben. Sie wußten allzuwohl, daß man einen jeden kategorischen Satz in der Mathematik in einen bedingten

bedingten verwandeln könne, wenn man die wesentliche Bestimmung, welche das Subject in seiner Unterart bestimmt, zu einer Bedingung macht. (*) Werden aber die Wahrheiten deswegen zufällig? Wir wollen sehen. Ich werde mich des Beyspiels des Herrn von Premontval bedienen. Alle Winkel eines Triangels zusammen sind so viel, als zwey rechte Winkel, oder, um diesen Satz bedingungsweise auszudrücken; wenn ein Raum von drey Seiten eingeschlossen wird, so sind ꝛc. Was setzt dieser Lehrsatz voraus? Daß etwa ein Triangel vorhanden sey? Keinesweges! Er setzt nur voraus, daß drey Seiten, ohne Widerspruch einen Raum einschliessen können. Diese Wahrheit ist nothwendig, denn der Begrif eines Triangels enthält nothwendig keinen Widerspruch. Nunmehr zeichnen Sie einen

(*) Siehe Wolfens lat. Logik §. 226. Præpositiones categoricæ æquivalent hypotheticis & ad eas reduci possunt.

einen Triangel auf den Tisch, und sagen Sie; dieser Triangel hat drey Winkel, die so viel sind ꝛc. Was setzt nunmehr dieser Satz zum voraus? Ohne Zweifel, daß die Figur, die sie gezeichnet haben, ein Triangel sey. War es aber nothwendig, daß Sie hier einen Triangel zeichneten? Gewiß nein! Denn der Gegensatz: „diese Figur ist kein Triangel“ enthält keinen Widerspruch. Also ist ihr Satz zufällig und nur in einem gewissen Falle wahr. Sie können dieses sehr leicht auf alle Wahrheiten ohne Unterschied anwenden, und daraus den Schluß ziehen, daß ein Satz, welcher eine blosse Möglichkeit voraussetzet, unbedingt und nothwendig sey; denn ein mögliches Ding ist nothwendig möglich, oder was keinen Widerspruch enthält, enthält nothwendig keinen Widerspruch. Hingegen ein Satz, der eine nicht nothwendige Wirklichkeit voraussetzt, ist nur zufällig wahr. Dieses sind die Grenzen, die den Meßkünstler von dem Naturkündiger scheiden.

den. Jener setzt nur die Möglichkeit gewisser Begriffe voraus, statt daß sich dieser mit den Körpern, so wie sie wirklich sind, beschäftiget.

Numesian.

Ich begreife dieses alles sehr wohl. Allein eine einzige Schwierigkeit liegt mir noch im Wege, die ich Sie bitte, mir zu heben. Fließt nicht aus ihrer Erklärung, daß ein jeder Satz, der eine nothwendige Bedingung voraus setzt, nothwendig seyn müsse?

Kallisthen.

Unwidersprechlich.

Numesian.

Nun setzt aber die Existenz dieser Welt eine nothwendige Wahrheit, das Daseyn Gottes, voraus, und dennoch gestehen die Leibnitzianer, daß sie zufällig sey.

Kallisthen.

Kallisthen.

Ihr Einwurf würde vollkommen gegründet seyn, wenn diese Welt nichts weiter, als bloß das Daseyn Gottes voraussetzete; allein der Wille Gottes wird eben sowohl dazu erfordert, als sein Daseyn. Sein Wille aber ist nicht nothwendig.

WIS 1/7 25/4.58

chen müssen; sonst würde das Verhältnis der gegebenen Wahrheitsgründe zu allen zusammengenommen, oder die Quantität der Wahrscheinlichkeit gar nicht bestimmt werden können.

Ich glaube also aus den göttlichen Eigenschaften sowohl, als aus der gemeinen Erfahrung dar=

chen müssen; sonst würde das Verhältnis der gegebenen Wahrheitsgründe zu allen zusammengenommen, oder die Quantität der Wahrscheinlichkeit gar nicht bestimmt werden können.

Ich glaube also aus den göttlichen Eigenschaften sowohl, als aus der gemeinen Erfahrung dargethan zu haben, daß alle willkührliche Entschlies-

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mendelssohn, Moses

Philosophische Schriften

Bd.: 1

Berlin (1761)

Rar. 1716-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00074451-1
VD18 12736546